

der Verfertigung des „Paramatta“ wird auch zu australischen Votios Der australische Votios

Der australische Votios Der australische Votios Der australische Votios

Der australische Votios Der australische Votios Der australische Votios

Der australische Votios Der australische Votios Der australische Votios

Der australische Votios Der australische Votios Der australische Votios

Der australische Votios Der australische Votios Der australische Votios

Der australische Votios Der australische Votios Der australische Votios

Der australische Votios Der australische Votios Der australische Votios

Der australische Votios Der australische Votios Der australische Votios

Der australische Votios Der australische Votios Der australische Votios

Der australische Votios Der australische Votios Der australische Votios

Der australische Votios Der australische Votios Der australische Votios

Der australische Votios Der australische Votios Der australische Votios

Der australische Votios Der australische Votios Der australische Votios

Der australische Votios Der australische Votios Der australische Votios

Der australische Votios Der australische Votios Der australische Votios

Der australische Votios Der australische Votios Der australische Votios

Der Kaiserberg der Staufer

Die Geburtsstätte des mittelalterlichen Reichsgedankens

Mitten im Schwabenland, im Vorgelände der Alb, zwischen weinstrohen Tälern und reichen Obstgärten erhebt sich der breit hingelagerte, 684 Meter hohe Kaiserberg der Staufer, jene Stätte, von der aus einst das mächtige schwäbische Kaiserhaus seine Blüte zum Oberhain, zur immer bedrohten Westmark und schließlich darüber hinaus in südliche Fernen schweifen ließ, jene Stätte, von wo aus die Haden geknüpft wurden, die der einst Weltgeschichte machten. Die tragischen Auswirkungen des Bauernkrieges haben wenig mehr übrig gelassen aus diesen Zeiten höchster Macht und größten Glanzes, nur die spärlichen Grundfesten der ehemaligen Burg, die man in den Jahren vor Ausbruch des Krieges eben freizulegen begonnen hatte, zeugen noch von der gewaltigen Ausdehnung jener frühmittelalterlichen Anlage. Und doch ist dieser Berg für uns auch heute noch Symbol eines Reichsgedankens, den die sechs Stauferkaiser nacheinander in steigendem Maße zu verwirklichen suchten, ohne daß ihnen, vielleicht mit Ausnahme Barbarossas, die letzte Erfüllung beschieden wurde, jener Traum von einem römisch-deutschen Imperium, der zwei Jahrhunderte lang den Glanz deutscher Kaiserherrschaft in aller Welt erhalten ließ, um schließlich welchem Haß und Ränkepiel zu erliegen. So bedeutet der Höhenkanten in weit härterer Weise als der Kuffhäuser, dessen mythische Sagegenwelt dem Volksempfinden das unbegreifliche Geschick Barbarossas zu verklären suchte, für uns die Erinnerung an jene durch die Jahrhunderte unerfüllte Sehnsucht der besten Deutschen.

Das einstige Stammhaus der Staufer, die alte Burg Büren, lag am Fuße des Höhenkanten, eine Viertelstunde von Wäldchenbeuren. Man nennt es heute das Wäldchenlöcher, ein etwas anspruchsvoller Name für diese verfallene Ruine, der man ihre historische Bedeutung schwerlich anfechten möchte. Erst 1070 erbaute sich die Herren von Büren, deren Geschlecht sieben Jahre später den Titel eines Herzogs von Schwaben erhielt, die Burg auf dem Höhenkanten, und nannten sich von da ab „von Staufer“. 1138 wurde dem mächtig gewordenen Geschlecht erstmals die deutsche Kaiserwürde verliehen. Zwei Jahrhunderte hindurch leuchtete sein Name in der deutschen Geschichte, bis es mit der schmählichen Enthauptung Konrads in Neapel 1268 jäh erlosch.

So gewaltige Bauten die Staufer nun in ihren Reichsländern, vor allem am Oberrhein, in der Pfalz sowie in Italien errichtet haben, so spärlich sind die Zeugnisse ihrer Vergangenheit am unmittelbaren Ausgangspunkt ihrer Macht. Sie fanden ja alle nicht mehr heim, diese energiegeladenen, ewig in die Ferne schweifenden, stolzen Vertreter schwäbischer, alemannischer Unternehmungsgelüste. Alle sechs, die deutsche Kaiser wurden, ruhen in fremder Erde, auch Barbarossa, der höchste und politisch am weitesten blühende Staufer, dessen Ehrgeiz es war, das Erbe Karls des Großen wieder zu beleben und mit neuer Kraft zu erfüllen.

Auch das sogenannte Barbarossakirchlein am Fuße des Höhenkanten, das vor einigen Jahren vom Schwäbischen Albverein wiederhergestellt wurde und das alle Wappen des Kaisergeschlechts und der Städte und Länder enthält, die einst zum Reiche der Staufer gehörten, hat nur sehr unmittelbar mit den Stauern selbst etwas zu tun. Nur ein Stein mit der Aufschrift „Die transibat Caesar“ deutet auf einen Besuch eines der Stauferkaiser hin.

Dagegen befindet sich im benachbarten Lorch wenigstens ein bedeutenderes Zeugnis staufischer Baukunst: das altberühmte Kloster. An seiner Stelle stand früher eine Stauferburg, die Herzog Friedrich von Schwaben 1102 in ein Kloster umwandelte mit dem ausdrücklichen Wunsch, in der Klosterkirche eine Grablage für sein Geschlecht zu schaffen, nachdem er rund 30 Jahre zuvor seinen Wohnsitz auf den Kaiserberg verlegt hatte. Diese Kirche steht heute noch unverändert. Stoffförmig steigt der Chor in die Höhe, da eigentümlicher Weise der sehr schöne Kreuzgang darunter hindurchführt. Vor dem Chor ist auch die berühmte Grablage der Staufer; sie ist tief in den felsigen Grund eingehauen, und man weiß über ihren heutigen Zustand nichts, da die Grablage nicht zugänglich ist. Die Wälder der staufischen Herzöge und Kaiser zieren, in anachronistischem Stil der Renaissance, wenn auch sehr bescheiden, die Pfeiler des Schiffs, das von keinerlei Emporen unterbrochen ist. So unüfentlich diese zweifelslos übermalten Bilder auch sind, so bilden sie doch neben dem großen staufischen Sarkophag in der Mitte der Kirche einige der ganz wenigen hier noch vorhandenen Erinnerungen an die Staufer: so an Kaiser Friedrich Barbarossa, den in Rünken und Wissenschaften erfahrenen Kaiser Friedrich II.

Barbarossas Sohn Heinrich VI., an Kaiser Konrad IV., der von seinem Vater sieben Kronen erbt: die römische Kaiserkrone, die deutsche Königskrone, die eiserne der Lombarden, die Krone von Burgund, Sizilien, Sardinien und Jerusalem, — an den unglückseligen Konradin und andere mehr, auch Barbarossas fünften Sohn, König Philipp, und seine vielbesungene griechische Gemahlin Irene, die „Königin ohne Dorn“.

Es sind nun in letzter Zeit verschiedene Bestrebungen im Gange, diese Klosterkirche, die schon längst nicht mehr in kirchlichem Gebrauch ist, zu einer Weihestätte für besondere Feiern umzugestalten und sie zum Mittelpunkt einer Staufer-Gedächtnisstätte zu machen. In

Blick auf den Nordabschnitt der Ostfront

Unsere Karte folgt dem Verlauf des Nordabschnittes der Ostfront, beginnend im hohen Norden, wo vor den Gewässern der Barentssee die Murmanküste der Halbinsel Kola sich zwischen Küsterhalbinsel und Weikem Meer erstreckt, über den tatarischen Landstreifen südwärts zu Onega- und Ladoga-See bis Wiipuri und zum Leningrader Gebiet. Es ist dies der Kampfbereich des tapferen finnischen Verbündeten, dessen Landesgrenze sich vom Eismeer bis zum finnischen Meerbusen durch das feenreiche Gebiet des tatarischen Raumes zieht. An vielen Stellen ist der jowetische Landraub des Winterkrieges 1939—1940 bereits gelähmt. Finnlands Kampfsfeld, sein Land für alle Zukunft gegen Osten zu sichern, mag im Bilde dieser ausführlichen Karte besonders eindrucksvoll veranschaulicht werden. Wir finden auf ihr viele Namen, die uns aus dem Kriegsgeschehen des nördlichen Frontabschnittes geläufig sind: Murmansk und die Kandalaksha-Bucht, Soroka und Petrozki, den wichtigen Knotenpunkt der Murmankanal, Kondopoga, Stalinakanal und die Zonen um Onega- und Ladoga-See. Im Süden stoßen wir neben Kiewa, Schlüsselburg und Wolchow auf Tschwin. Seit der Eroberung des Knotenpunktes Tschwin haben sich die deutschen Truppen den finnischen am Ladoga-See beträchtlich genähert.



Das deutsche Minenjuchwesen

Von Kapitän zur See und Kommodore Friedrich Ruge

Aus der Darstellung „Die Minenjuchwaffe im Kampf gegen Polen 1939“, Verlag E. S. Mittler und Sohn, Berlin.

Nach dem Zusammenbruch wurde 1919 eine Anzahl von Minenjuchflotten neu aufgestellt und blieb bis Ende 1922 in Dienst, um vertragsgemäß Nord- und Ostsee und das Nordmeer von Minen zu säubern. Im Herbst 1924 wurde als erster Minenjuchverband der Reichsmarine die 1. M. S. Flotille mit vier Booten in Dienst gestellt. Sie wurde die Kernzelle für die gesamten Minenjuchverbände des Krieges 1939/41. Da das M-Boot keine wesentliche Kampfkraft besitzt, durfte Deutschland unter dem Diktat von Versailles die im Verhältnis zu den übrigen Schiffstypen sehr hohe Zahl von 35 M-Booten behalten. Ein beträchtlicher Teil von ihnen diente als Schul- und Versuchsfahrzeuge und Tender und hat so erheblich zum Aufbau der neuen Kriegsmarine beigetragen.

Die an sich erwünschte Weiterentwicklung dieses brauchbaren Bootstyps wurde bis 1933 durch die schlechte Finanzlage verhindert. Es wurde daher das M-Boot als seetüchtiges Motorboot zum Räumen flachstehender Sperren entwickelt. Die erste Serie R 1 bis 16 (1930—1934), von 45 Tonnen war zwar brauchbar, aber noch nicht seetüchtig genug. Immerhin haben auch diese

Boote 1939/41 in der Ostsee und in Norwegen gute Dienste getan. Die Boote ab R 17 (90 Tonnen, zwei 2-Zentimeter), bei denen alle vorher gemachten Erfahrungen verwertet wurden, erwiesen sich dann als ausgezeichnete Fahrzeuge. Der Bau größerer Minenjuchfahrzeuge wurde nach 1933 in Angriff genommen. Zuerst wurden zehn Geleitboote (600 Tonnen) als schnelle Minenjuch- und Geleitfahrzeuge in Bau gegeben. Sie dienten zugleich als Versuchsfahrzeuge für neuzeitliche Minen- und Kesselanlagen. Ihnen folgte eine weitere Serie von 600-Tonnen-Booten, 18 Rn., mit zwei 10,5-Zentimeter-Beschusswaffen, als kampftüchtige und schnellere Nachfolger des alten M-Bootes. Der Weiterbau der R-Boote ging nebenher.

Im Zuge der Aufrüstung wurden seit 1933 auch die Minenjuchtritte laufend vermehrt. Um eine einheitliche Ausbildung und Auswertung der Erfahrungen sicherzustellen, wurden sie unter einem Führer der Minenjuchboote (F. d. M.) zusammengefasst, der seinerseits dem Befehlshaber der Aufklärungsstreitkräfte (B. d. A.) unterstellt wurde. Im Sommer 1939 bestand der F. d. M. Verband aus einer Geleitflotille zu acht Booten, zwei Minenjuchflotten zu acht Booten (in Umstellung auf neue M-Boote), drei Räumbootsflotten zu je acht R-Booten mit einem Geleitfährt und dem Führerboot des F. d. M. T 196. Die angespannt betriebene Aus-

Frankreichs Handfeuerwaffen im Westfeldzug

In den Wehrtechnischen Monatsheften wird geschrieben:

Wenn man bedenkt, daß die französische Armee das mexikanische Abenteuer von 1864 bis 1867 ausschließlich mit Vorderladern durchführte, dagegen im Siebziger Jahre bereits einheitlich mit dem damals hochmodernen Chassepot bewaffnet war, das nicht nur für das französische Heer ausreichte (das bekanntlich mit der Schlacht von Sedan am 2. September 1870 von der Bildung der Kapitulanten von Paris durchhielt, dann muß man sich heute wundern, über diese für die damalige Zeit erstaunliche Aufrüstung Frankreichs innerhalb von drei Jahren.

1939/40 ist die französische Armee mit etwa sechs verschiedenen Handfeuerwaffen für vier verschiedene Patronenarten bewaffnet gewesen, die z. T. auch noch verschiedene Laderahmen bzw. Streifen bedingten, nämlich vom Grasgewehr 1874 über Kropatschek und Lebel bis zum Chassepot 1936. Kein Wunder, daß an eine geregelte Munitionsversorgung überhaupt nicht mehr zu denken war, als das französische Heer nach dem deutschen Durchbruch durch die Maginotlinie sich im „Freien“ befand. . .

Humor

Alfred Brehm, der berühmte Zoologe, hielt einmal einen Vortrag über die Ergebnisse einer von ihm beendeten Forschungsreise. Unter den zahlreichen Zuhörern befand sich irgendein Spatzvogel, vielleicht ein leicht Angetrunkener, der mitten im Vortrag begann, wie ein Hahn zu krähen. Zunächst sagte Brehm nichts dazu. Der Vorgang wiederholte sich jedoch mehrere Male, und allmählich bemächtigte sich der Zuhörer, je nach Temperament, teils Heiterkeit, teils Verärgerung.

Als wieder einmal jener Hahnenkrei erklang, rettete Brehm selber die Situation, indem er seine Taschenuhr zog, darauf blickte und sagte:

„Es ist merkwürdig. Nach meiner Uhr ist es erst Abend. Aber zweifellos haben wir schon Morgen, denn der Infinkt der niederen Tierwelt täuscht sich nie!“

Lauter Beifall lohnte diese schlagfertige Abfuhr des Ruhelstörers, und der Vortrag konnte nun ungehindert zu Ende geführt werden.

Bildung umfaßt nicht nur das eigentliche Minenjuch, sondern auch U-Bootjagd und Geleitsdienst, ferner Aufklärungs- und Sicherungsdienst. Sie war darauf abgestellt, Offiziere und Bediensteten in taktisch und technisch an allen Waffen und Geräten zu schulen und sie besonders zum selbständigen Handeln zu erziehen, um sie allen Wechselfällen des Krieges gewachsen zu machen. Enge Zusammenarbeit mit Sperrinspektion, Sperrschule und Sperrversuchskommando gab Gewähr, daß nichts veräußt wurde, um für jede mögliche Entwicklung beim Gegner gerüstet zu sein. Acht Wochen F. d. M. und Befehlshaberübungen in jedem Frühjahr, abgeschlossen durch eine große Sperrübung, waren eine besonders gute Schule für die Arbeit in größeren Verbänden und mit anderen Seestreitkräften zusammen. Eine Befehlshaberübung der Kriegsmarine im Juni 1939 zeigte, daß alle Zweige des umfangreichen Arbeitsgebietes befriedigend beherrscht wurden.

Gründliche Ausbildung, gutdurchdachte Geräte und Waffen und — nicht zuletzt — straffer militärischer Geist bei enger kameradschaftlicher Verbundenheit gab den Minenjuchverbänden das Vertrauen, daß sie auch in Ernstfälle ihren Aufgaben gewachsen sein würden. Der Vorkrieg brachte hierfür die Bestätigung und gab ihnen darüber hinaus viele Gelegenheiten, selbständige Kampfaufgaben zu lösen. Die in diesem Feldzug gewonnenen Erfahrungen waren für den weiteren Verlauf des Krieges sehr wertvoll. Minenjuchverbände hielten und halten die Wege in Nord- und Ostsee von Minen frei, auch nach dem der Engländer im Frühjahr 1940 dazu überging, mit Flugzeugen Minenminen zu werfen. Minenjuch- und R-Flotillen waren an der Befehlshaber-Danemarks und Norwegens beteiligt, ermöglichten die Transporte von Truppen und Kriegsgütern durch Kattegat und Stageraf und später auch durch die Nordsee, beteiligten sich an der Entdeckung Narviks, rundeten das Nordkap und drangen dann in entgegengesetzter Richtung, der Planke des Weitheres folgend, an der holländisch-belgisch-französischen Küste bis in die Bistaga und zur spanischen Grenze vor. Takt halten sie an der belebten Küste Wacht, jee gewohnt und kampferprobt, und sind auf alle Möglichkeiten vorbereitet und gerüstet. Sie sind sich klar darüber, daß der Krieg ihnen noch Überraschungen bringen kann. Eine Abwägung durch Minen wie im vorigen Jahre ist aber bei der soviel günstigeren Lage unserer neu gewonnenen Stützpunkte auf keinen Fall mehr möglich. Die Minenjucher leisten aus dem äßen Durchhalten ihrer Kameraden im vorigen Jahre und aus dem, was sie selbst bisher in diesem Jahre geleistet haben, den festen Glauben her, daß allen kommenden Aufgaben gewachsen zu sein und alle Wechselfälle überwinden zu können.



Ihr Weihnachts-Gebäck nach Dr. Oetker-Rezept

Kleine Haferflockenkuchen:

350 g Haferflocken (durch eine Mandel- oder Fleischmaschine gedreht), 75 g Zucker, 2 Eier, 2 Eßlöffel Wasser, 300 g Butter, 3 Eßlöffel Dr. Oetker Backpulver, 1 gehobener Eßlöffel Kakao oder 1 gehobener Teelöffel Zimt (Zimt-erf.), 1/2 gehobener Teelöffel Dr. Oetker „Bäcker“, etwas Mehl zum Bestreuen der Hände und evtl. für den Teig. G. B. 125 g Butter, 2-3 Eßlöffel heißes Wasser.

Die Haferflocken werden mit dem Zucker bei schwacher Hitze unter Rühren leicht gebräunt und kalt gestellt. Man schlägt Eier und Wasser mit einem Schneebesen schaumig und gibt nach und nach den Zucker dazu. Danach schlägt man so lange, bis eine cremartige Masse entstanden ist. Darunter rührt man das Aroma sowie nach und nach die mit Kakao (Zimt) und „Bäcker“ gemischten, gebräunten Haferflocken.

Salz der Teig zu weich ist, rührt man etwas Mehl darunter, höchstens 1-2 Eßlöffel, da er noch fleben muß. Dann große Teigklümpchen werden mit bemehlten Händen zu Kugeln geformt, auf ein gefettetes Blech gelegt und etwas platt gedrückt.

Backzeit: Etwa 15 Minuten bei starker Hitze. Der gegebene Dubeck wird mit so viel heißem Wasser angerührt, daß ein dickflüssiger Quark entsteht. Sogleich nach dem Backen werden die Plätzchen damit (nicht zu dick!) bestrichen.

Salz die Plätzchen etwas hart geworden sind, legt man sie 1-2 Tage an die Luft.



Allgemeine Rundschau

Wanderungsverlust Westfalens

Münster, 3. Dezember. Der Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft in den Jahren nach der nationalsozialistischen Machtergreifung, ihr Ausbau im Rahmen der großzügigen Wirtschaftsplanungen des Reiches, die Wehrhaftmachung und nicht zuletzt die Erweiterung des Reichsgebietes haben in den Jahren von 1933 bis 1939 zu Bevölkerungszunahmen in den größten Ausmaßes innerhalb der Reichsgrenzen geführt, an denen fast sämtliche Reichsgebiete beteiligt sind. In der Provinz Westfalen, die am 17. Mai 1939 eine Wohnbevölkerung von 5.209.401 Einwohnern hatte, ist im Zeitraum von 1933 bis kurz vor Kriegsausbruch eine Bevölkerungszunahme um 169.438 Personen zu verzeichnen gewesen. Das entspricht 3,4 v. H. der Gesamtbevölkerung. Da aber der Geburtenüberschuss in der gleichen Zeit 286.442 Personen — 5,7 v. H. betrug, ergibt sich ein Wanderungsverlust für diese Provinz von 117.000 Personen — 2,3 v. H. der Bevölkerung.

Dieser Verlust beruht auf den Abwanderungen aus den Regierungsbezirken Münster und Arnsberg, von denen der Bezirk Münster 71.045 Personen = 4,6 v. H. der Bevölkerung verlor, der Bezirk Arnsberg 56.432 Personen = 2,2 v. H. Demgegenüber hat der Bezirk Minden einen Wanderungsgewinn von 11.373 Personen = 1,3 v. H. zu verzeichnen.

*
Arnsberg, 1. Dez. Tannenbäume fallen. Seit einigen Tagen herrscht in den ländlichen Bergen und Wäldern eine besondere Emsigkeit. Jeden Tag steigen die Holzhauer in die Berge, um Weihnachtsbäume zu schlagen; diese besondere Tätigkeit weckt bereits Vorweihnachtsstimmung bei den Gedanken, wohin nicht überall diese geschlagenen Bäume kommen, und wie sie in ihrem neuen Standort einzu einem Kunder und Bringer der Freude werden. Es soll doch auch in diesem Jahr nach alter deutscher Brautweise in jeder Familie ein schmucker Weihnachtsbaum in hellem Lichterglanze errichten, darum muß der große Bedarf an Weihnachtsbäumen rechtzeitig bereit sein, und das erfordert eine umfangreiche Organisation. Nun stellt das Sauerland selbst einen großen Anteil des Bedarfs an Weihnachtsbäumen, der in diesem Jahre wieder in die Millionen geht. Zehntausende von jungen Tannen — in einem Durchschnittsalter von 10 Jahren — werden in unseren Bergen geschlagen und mühen abtransportiert werden. Der bekannte würzige Tannenbaum entströmt den Wäldern, die hochbeladen die dunkelgrüne Last zum Bahnhof bringen, von wo aus sie ihrem Ziele entgegenfahren wird. Zunächst werden die Bäume für Reichsdeutschland, ja sogar nach Berlin reifert gemacht. Dann kommen die Sendungen für das Industriegebiet, Köln, Frankfurt und Mainz. Aber auch unsere lieben Neidgrauen, die draußen allüberall die Wälder halten und unsere Heimat schützen, bringen unsere Tannenbäume die starken, kraftvollen Waldbäume deutschen Mutterlandes und unsere dankbaren Heimatgrüße und Wünsche.

Dortmund, 2. Dez. Dr. Erich Schulz gestorben. Der langjährige Leiter der Dortmunder Stadt- und Landesbibliothek, Dr. Erich Schulz, ist plötzlich einem Herzschlag erlegen. Vom Tage der Gründung der Bibliothek im Jahre 1907 an hat er diesem Werk 34 Jahre seines Lebens gewidmet und an seinem Ausbau gearbeitet. Wertvolle Buch- und Handschriftenfunde, Bilder und Patentschriften hat er für die Bibliothek gesammelt und damit für die Nachwelt gerettet. Ein besonderes Verdienst erwarb sich der Verstorbene durch die Errichtung des Niederrheinisch-Westfälischen Zeitungs-Institutes. Der Rang, den die

Stadt- und Landesbibliothek heute weit über Dortmund genießt, ist sein Verdienst.

Burgtheater, 3. Dez. Der Klapperstorch im Eisenbahnabteil. Zur Abwechslung hatte sich der Klapperstorch einmal ein Eisenbahnabteil des Zuges Münster-Burgtheater als Wirkungsstätte ausgesucht. Einer jungen Frau, die auf der Fahrt nach Bielefeld war, machte er seine Aufmerksamkeit — und als der Zug in Bielefeld einlief, war ein kleiner Fahrgast mehr als bei der Abreise im Abteil. Die glückliche Mutter und der kleine Erdbeerbürger sind wohl auf!

Essen, 3. Dez. Jetzt Tarnung nicht mehr möglich. Die Essener Straßammer verurteilte den 32 Jahre alten Volljuden Ernst Israel Grünbaum aus Essen wegen fortgesetzter Rassenhiebe zu einer Zuchthausstrafe von zwei Jahren und zu drei Jahren Ehrverlust. Der Staatsanwalt hatte vier Jahre Zuchthaus und fünf Jahre Ehrverlust beantragt. Der Angeklagte ist bereits einmal wegen Rassenhiebe zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt worden.

Danzenau (Lahn), 2. Dez. Eine der Sehenswürdigkeiten im unteren Lahntal ist der „Schiefe Turm“ von Danzenau. Er ist zur Zeit etwa 1,83 Meter aus dem Lot gewichen. Sagenberühmt durch die Erinnerung an Einhard und Emma, die Tochter Karls des Großen, erhebt er sich fast 800-jähriges Haupt über die etwa gleichalte Stadtmauer. 1791 begann man die Stadtmauer abzubauen. Einige Jahrzehnte später wurde zur Verbreiterung der Chausseestraße das Tor weggebrochen, dessen einer Turm der „Schiefe Turm“ wurde. Jetzt, seiner Widerlager beraubt, erhielt er seine schiefe Haltung. Seit längerer Zeit wird sein Neigungswinkel baupolizeilich überwacht. Eines Tages wird der heute nur erst scheinbar drohende Fall des Kolosses eintreten. Bisher können ihn aber alle Erdbeben des modernen Verkehrs nicht zu Fall bringen.

Riel, 4. Dez. 100 Jahre Riel Stadttheater. Vor 100 Jahren, am 5. Dezember 1841, wurde in Riel das erste ständige Theater eröffnet. Sein erster Leiter war der unter dem Namen „Theatergraf“ bekannte Graf Karl Friedrich von Hahn-Neuhaus, der als erstes Stück Schillers „Das Räuber“ aufführte. Im April 1907 wurde das den Namen „Stadttheater“ führende Unternehmen in seinem alten Gebäude geschlossen und im neuen Gebäude am Adolf-Hitler-Platz weitergeführt.

Hamburg, 2. Dez. Schaffende Hände am Feiertage. Zum vierten Male hat die Reichsbahndirektion Hamburg zu einer Ausstellung von Liebesarbeiten aufgerufen und, obwohl die Eisenbahner im Kriege sehr in Anspruch genommen sind, ist die Beteiligung erfreulich groß. Von 49 Ausstellern werden 128 Arbeiten gezeigt: Bilder in allen Techniken, plastische Arbeiten, Lichtbilder, Möbel, Web- und Handarbeiten, Spielzeug, Schiffs- und Flugzeugmodelle und sogar eine Geige. Vom Oberbaurat bis zum Ausstellerscheider haben sich alle Teile der Gesellschaft an dieser Schau beteiligt, die von Jahr zu Jahr quantitativ und qualitativ reicher wird. Die Reichsbahndirektion setzt für besondere Leistungen Preise aus und wird außerdem zur Ausschmückung ihrer Diensträume geeignete Bilder ankaufen.

R. Mozarts klingendes Wien

Eindrücke von der Mozart-Woche des Deutschen Reiches

Wien, 3. Dezember. Acht Tage lang steht Wien, die Stadt der deutschen Musik, ganz im Zeichen Mozartscher Klänge. Die imposante und mitten im Kriege einzigartige Guldigungsfeier für einen der besten Musiker, der den Welttrug unserer Musik wie nur wenige neben ihm verkörpert, hat schon in den ersten drei Tagen eine schier überwältigende Fülle von künstlerischen Ereignissen mit sich gebracht.

Allabendlich steht im Mittelpunkt die ehrwürdige Staatsoper. Seit langem dürfte das Haus mit seinem feierlichen Goldglanz der feil aufsteigenden Ränge kein so vielprächtiges und kunterbuntes Publikum mehr beherbergt haben. Wohin man sieht, begegnen dem Besucher prägnante Musikertypen. Wohin man hört: die Sprachen fast ganz Europas mischen sich zu einem schwirrenden Chor mit dem Deutschen und seiner bodenständigen Wienerischen Form. Vielgestaltig sind auch die Eindrücke, die von der Bühne her das Mozart-Bild unserer Zeit in unterschiedlicher Auffassung, aber stets mit höchstem Einnah der Kräfte neu zu prägen bemüht sind.

Den Hauptteil liefert die Wiener Staatsoper selbst. Ihre Darbietung der „Entführung aus dem Serail“ bekam von dem Dresdner Hofkapellmeister Karl Böhm frische Klarheit alles Orchesterale. Oskar Frik Schuh und Wilhelm Rinking formten Bild und Bewegung der Szene und neben den Wiener Solisten feierten in den beiden Frauenrollen die Berliner Kammerliedertöchter Erna Berger und Irma Beilke Triumphe mit ihren glühenden, makellosen Solovorträgen. Mit musikalischer Wucht verhielt sich Hans Knappertsbusch dem „Don Giovanni“ heizvollkommen und wurde von den Sängern Josef Pennekers mit ihrer fühlenden Großartigkeit und den Schwestern, die Dämonie des Geistes andeutenden Schatten unterstützt. Unter den Sängern dominierte Paul Schöller als ein zwar weniger dämonischer, aber mit kernigem Bariton fänger, beweglicher Don Juan.

Viel diskutiert wurde die glanzvolle Gastvorstellung der Münchener Staatsoper, die unter Clemens Krauß' feinstem auslesender Musikleitung prunkvollste Stimmen und

ein von Rokus Gliese realistisch aufgebautes Benedig für die spielerische Rototomodie „Cosi fan tutte“ ins Treffen führte. In der Münchener Auffassung unter der Regie Rudolf Hartmanns wurde sie mit schwerer barocker Pracht und innigster Begeisterung dargeboten.

Die Symphonie-Konzerte stellten zunächst die berühmtesten Hauptwerke Mozarts heraus. Nachdem Böhm mit den Wiener Symphonikern schon bei der Eröffnungssymphonie u. a. die strahlende Jupiter-Symphonie als feierliche Einleitung gespielt hatte, bewang Knappertsbuschs Darstellung der berühmten Symphonie in Es-Dur und -mol mit den Wiener Philharmonikern durch die geballte Kraft der Interpretation. Dazwischen entzückte Georg Kulenkampf mit dem eleganten und tief erfüllten Vortrag des Violinkonzerts in A-Dur (K. B. 219). In einen kostbaren Rahmen wie kaum eine andere Stadt vermag Wien die Kammermusik zu stellen. Wenn Edwin Fischer als Pianist und zugleich als Dirigent der Wiener Symphoniker eine Serenade im Schloß zu Schönbrunn gibt oder das Strub-Quartett im Pallavicini-Palais einige der sogenannten Haydn-Quartette Mozarts und zusammen mit dem phänomenalen Mailänder Virtuosen Luigi Armodio das Klarinetten-Quintett spielt, dann betritt neben der hinreißenden Ausführung der Musik und dem Gehalt der Werke auch der Zauber der Säle, in deren Raumform und Ornamentik die Mozartische Musik ihren historisch-optischen Niederschein findet. Ganz nahe war man schließlich dem geistlichen Mozart, als einige seiner Kammermusikwerke im Palais Pallavicini sogar auf den Instrumenten der damaligen Zeit vorgetragen wurden, oder im Festsaal der Nationalbibliothek, wo Mozart einst selber Konzerte seines Gönners von Smetana dirigierte und jetzt eine unergiebliche Schau von Dokumenten seines Lebens und Schaffens aufgebaut ist. Darunter die Urhandschriften der „Figaro“-Partitur und des „Don Giovanni“, die neben vielen anderen Leihgaben mit den eigenen Händen der Wiener Nationalbibliothek zu einer das Klangerlebnis dieser Festtage historisch vertiefenden Schau vereint wurden.

Johannes Jacobi.

Europas Antlitz in der Dichtung

Zu Rainer Maria Rilkes Geburtstag am 4. Dezember

DKD. Daß die Kunst über die Grenzen einer Nation lebendig hinwegwirkt und daß sie in ihren härtesten Repräsentanten auf die Nachbarvölker bzw. ihr Geistesleben Einfluß gewinnt, ist erwiesen. Musik, bildende Künste und Dichtung vermitteln hierfür kraftvolle Beispiele. Die Gegenwart steht gerade in jüngster Zeit am Beispiel der Deutschland besuchenden französischen bildenden Künstler, an der Schaffung eines europäischen Schriftstellerverbandes die Förderung der zwischenstaatlichen Beziehungen, die Pflege der edelsten Güter der Nationen untereinander. Es gilt, die eigene Kultur zur Entfaltung zu führen zum Ruhme des eigenen Landes und zur Bereicherung Europas.

Nur große Kunst vermag die Menschen zu erheben. Am wunderbaren Wechselspiel großer Freundschaften steht der Mensch das Gute und läßt sich willig einfangen. Und das Wort des Pomponius Gauricus in seiner Schrift „De

sculptura“ ist wohl berechtigt: „Die Schriftsteller wirken durch Worte, die Bildhauer aber durch Taten.“ Dieser Satz steht der Biographie voran, die 1922 erschienen, 1903 und 1907 von Rainer Maria Rilke über Auguste Rodin geschrieben worden ist. Aus dem einmaligen Verkehren, dem Erhaben erwuchs hier eine Verbindung, die dem Dichter aufaß, das auszusprechen, was der Bildhauer durch sein Gefühl empfand und auszufragen hatte. Rilke fand bei Rodin „die Gnade der großen Dinge“, und zu Hans Carossa hat Rilke gelegentlich geäußert: „von Rodin habe er gelernt, einen Baum, ein Tier, eine Statue, einen Menschen oder auch eine überlieferte Figur der Geschichte so oft und so eindringlich anzusehen, bis auf einmal eine wesentliche Erscheinung des Betrachteten in ihm aufleucht.“

Zwei Künstler fanden sich ineinander befähigt. Jeder sah in dem anderen einen Meister. Jeder diente vornehmlich seinem Volke und darüber hinaus der Kultur Europas.

Wir wurden früher durch irrtümliche Interpretationen öfter verleitet, R. M. Rilke durch fremde Brillen zu sehen, wir haben uns aber das Bild dieses Dichters im letzten Jahrzehnt geformt. Wir wissen, wie deutsch er ist, wie deutsch er dachte. Gerade seine schnelle Reizung zum Erlebnis des Others wie des Meistens deuten das typisch Deutsche Rilkes an. Aus einem alten Bauerngelehrten bei Ruffia väterlicherlei Stammend hat er sich trotz aller Ueberfeinerung seines Empfindens seine Deutschheit stets bewahrt. Sein Werk bezeugt es. Rilkes Haltung im Weltkriege, unter dem er sehr litt, bestätigt den Menschen.

Seine Reisen nach Italien, Spanien, in die Schweiz haben ihm benachbarte kulturelle Einflüsse nahe gebracht. In der Heide bei Worswede, in der Ebene, fand Rilke die innere Beziehung zu dem Dänen Jens Peter Jacobsen. In der Biographie über Rodin, in der Väterlichkeit der Marianne Alcorado („Portraite-Rilke Briefe“), der Sonette der Louise Labé den Gedichten des Michelangelo, den Gedichten Paul Valérys spüren wir Rilkes Begegnung, sich fremder Dichtung zuzuwenden, ohne sich selbst dabei aufzugeben!

Am 4. Dezember 1875 zu Prag geboren, zählt sich der Geburtstag Rilkes zum 75. Male. Am 25. Dezember dieses Jahres werden wir uns erinnern, daß vor 15 Jahren die herrliche Hülle des Dichters auf dem Friedhof von Raron in der Schweiz beigelegt wurde. Sein Leben, in vielen gesammelten Briefen von wunderbarer Ausdruckskraft festgehalten, sein Denken und Dichten in einer schönen Gesamtausgabe (Im Inlet-Verlag, Leipzig) kündend, macht die Deutschen, sich auf den Dichter über den aktuellen Anlaß hinaus zu besinnen. Europa wird darüber hinaus bekennen müssen, was es diesem Deutschen verdankt, der ein echter Sohn der Mitte dieses Kontinents war.

Helmut Groth.

Briefe, die sich kreuzten

An den Mann im Felde — Gruß von der Front an Frau und Kind / Von Marie Luise Maier-Tilleßen

Die Frau schreibt:

„Mein lieber Mann!“

Du mußt nicht denken, daß ich plötzlich eine ängstliche Seele geworden bin, weil ich schon recht lange nicht von Dir gehört habe!

Du weißt doch, wie stolz ich war, als Du Abschied genommen hast, daß ich in die große Zahl der Soldatenfrauen einreihen durfte...

Aber es ist so, daß ich Dich immer bei mir wissen will in meinen Gedanken, und abends ist eben unsere gewohnte schöne blaue Stunde, in der wir so oft im gemütlichen Wohnzimmerverfassen haben, allerlei besprechenswerte Bücher vor uns, oder eine umständliche Federkriegsstille irgendwelcher Art, oder eine lustige Baletti für die Kinder oder ein ernstes Gespräch um die tiefen Dinge unseres Lebens. Und das ist fast so geblieben trotz Deines Fortseins, denn unsere Briefe, die hin- und hergehen wie treue Boten, bringen mir immer und immer wieder Deine guten Gedanken, Deine klugen Ratsschläge, Deine freundlichen Anregungen und Worte.

Hast Du Dich jemals um meine kleine Haushaltssorgen kümmern müssen? Ob es einmal keinen Reis gegeben hat, oder ob ich das Obst teuer fand oder ob der Schuster die längst fällige Reparatur noch nicht gemacht hat? Daß der Heinerle schon wieder die Strümpfe an den Knien abgerutscht hat und das Maile die alte Blumenwase von Tante Amalie zerbrach?

Und überhaupt ist ja auch gar nicht zu klagen in unserer herrlich großen Zeit, die so voll Sieg und Glaube und Optimismus und leuchtenden Zielen ist.

Sei unbesorgt: wir daheim leiden niemals Not. Wir sind glücklich, unsere ganz kleinen Mühen und Unzulänglichkeiten einzusparen und stillschweigend im Gedanken Eurer Tapferkeit vor dem Feind.

Unser Heim ist immer noch das gleiche: viele leuchtende Herbstfarben, die Schale mit rotbackigen Äpfeln auf Deinem Schreibtisch — Dieter bedient sich eifrig, wenn immer er dort vorbeifliegt —, das fröhliche Durcheinander im Kinder-

zimmer und das eifrige Gelerne am Frühstückstisch, damit sich unsere Künste nicht vor Dir zu schämen brauchen, wenn das Weihnachtszeugnis kommt.

Sie eifern Dir schwer nach: Dieter in seinem Klub, Udo in seiner Handfertigkeit, Gerda in ihrem glücklichen Frohsinn, Heinerle in seinen spakigen Streichen — ja, ich habe wohl behalten, was Du in dieser Beziehung aus Deiner Jugend erzähltest — und Klein Franz in der Wiege eben darin, daß er das Mutterleib arg gern hat!

Gestern waren wir mit Deinen letzten Briefen bei den Großeltern, und anschließend bei einigen Bekannten ringsum. Alle freuen sich, von Dir zu hören und grüßen Dich von Herzen durch mich. Brauchst Du irgend etwas? Wir richten so gerne Bäcklein.

Hast glaube ich, daß mein Brief viel zu lang geworden ist für Deine knappe Freizeit. Morgen früh will ich ihn noch den Kindern vorlesen, und bis ein jedes noch seinen Gruß darunter geschrieben hat, wird der Bogen ganz voll sein.

Wie schön wird es sein, wenn wir nach Deiner Heimkehr einmal im Erker sitzen und all unsere Briefe durchschauen! Wir wollen mitwirken am Gelingen des deutschen Sieges durch unserer Sünde Wert und unserer Herzen guten Gedanken um dich und alle die Tapferen draußen!

Leb' wohl, lieber Mann, sei meiner und der Kinder Liebe gewiß!

Deine Frau Elisabeth.

Der Mann antwortet:

„Meine liebe Frau!“

Du mußt nicht denken, daß ich an Schreibfaulheit erkrankt bin, weil ich schon recht lange nichts mehr von mir habe hören lassen.

Der Krieg ist eben in allen und neuen Zeiten ein hartnäcklich hartnäcklich und ein rechtes Landstreichleben! Es gibt schon Atempausen zwischen Kampf und Sturm, Drängen und Vorwärtsschreiten, Streiten und Siegen!

Aber da sehe ich die selbstsame Landschaft um mich und lasse sie zu mir sprechen aus den

wegigen Bäumen, der dunkelschwerhölzigen Erde, den ährenschweren Halmen, den moosüberhangenen Hängen am Weg, den friedlich graublen Tieren und dem weitgespannten Himmel darüber, den seine herrlichen Waldkämme begrenzen wie in unserer Heimat. Ich sehe das breite Silberband der russischen Flüsse, die träge fließenden Seitenarme und die moorigen Seen und denke an die besseren Wiesenbächen und das munter hüpfende Rühllein im Schwabwäldchen...

Das heißt also, daß ich eben doch zu Hause bin, mitten im Feindesland — mit meinen Gedanken wenigstens.

Im übrigen gibt es auch keine gemütliche Plauderei hier und keine blankpolierte Schreibtischplatte mit einer Apfelschale auf dem Es! In einem solchen Fall würde ich den Weistiftstummel vielleicht öfters zücken. In unserem Unterland ist es zwar gemütlich und kameradschaftlich und verhängern müssen wir auch nicht, wie manche Leute daheim gelegentlich meinen, aber doch ein bißchen — der russischen Gegenangoß — schlicht und rührend einfach!

Nicht wahr, jetzt hast Du die letzten bunten Herbstblumen aus dem Garten in unser schönes Heim geholt? Und die Kinder werden nun mit Dir im Erker sitzen und lesen, ballen und Dir erzählen, so wie wir Großen es gerne getan haben? Sie sollen alle recht tüchtig und tapfer werden, solche Jüngend brauchen wir für Deutschlands große Zukunft, an die wir tief, tief glauben.

Wir freuen uns hier über viel Glück und auch über jedes noch so kleine Bäcklein, das aus der Heimat kommt. Und wenn ich an Euch schreibe, so grüßt auch alle, die unserem, meinem Leben nahesteht!

Meine liebe Frau — wie glücklich bin ich, daß Du die Kriegszeit so hoffnungsfroh und opferstark und freudig mit mir tröstest!

Wie freue ich mich auf den Endsiege, der uns einander wiedersehen wird!

Dein Mann Herbert.

Wir saßen wir...
mann und ließen...
hübschen Töchter...
Offiziere, die je...
machen, auch ein...

In Sch...
„Wie ich mein...
Kapitän Lüdemann...
weilender, die...
nun, wenn es d...
noch nicht fern...
noch nicht fern...

In Sch...
war die Todt...
mannes Als Val...
Montor und da...
war schlant, ein...
eine Gerte, ihr...
blauen Augen...
glücklichen und...

Schicksalsreise...
lich klar. Meine...
gigig gratis un...
sings kamen mi...
deutschen Dampf...
unserer Gesellsch...
drei Tagen auf...
diese höhe Wunde...
dampfer, der in...
öffentlichlich abe...
wir in Zichtmei...
Notizinal. Unter...
sonnte, an den...
ein Signal. Für...
so hieß der Dam...

Eine...
Kapitän un...
nen“, hieß das...
„Reihen keinen...
mann, können...
geben.“

„Mein, Lü...
ter“, sagte un...
in mir. „Nur i...
Raffagier mit...
Funktionen an...
glauben, das i...
besonderen men...
Eine Chan...
den Kaffen in...
kommen Sie d...
unserer Gesellsch...
wenn Sie in d...

Ich war n...
hätte recht Sol...
ungen Offizier...
Kapitän zu spi...
möglichst wer...
„Ich beglei...
Märte Edith un...
Augen lebend...

„Gabe nicht...
fin. „Nicht sin...
und können m...
heißt, Mann...
selbst an Of...
Klopper können...
unter den Chi...
ein Boot gefie...
Minuten unfe...
wir in das V...
vierte Maschin...
wurde noch ach...
gerudert.“

Sch...
Als wir un...
„Moara“ nabe...
Unruhe. Auf...
herum, die R...
humpfend um...
Hand zu rühre...
alle Chinesen...
Matrosen, ich...
herüberlepten...
ich sah, daß er...
den Leuten ar...
solte, war es...
leiter herabzu...
Ich hatte...
der Bordwand...
der „Moara“

Auf der F...
dort größere...
die Grundbe...
Rüch zu Putz...
von dem her...
Am dieses S...
voller Part...
heute noch je...
der Aufzume...
ließ um ihn l...
süßere Stille...
Ueber die...
Bäumen und...
Berggärtner...
igen Altert...
gemordener...
Zur Egel...
dienten Wä...
namen ware...
luten

Eines Ta...
sehr berühm...
erweisen un...
Park unmo...
entstand ein...
die auf Wun...
ortes überla...
Wie es...
ihnen nicht...
Ziener hatte...
Abfahren? I...
losten. Da...
Park ein, di...
Galliger ihr...
Die jo h...
von Putbus...
möge ihnen...
zum Abfahr...
„Aber i...

Die realistisch aufgebautes
ische Rototomodie „Cosi
führte. In der Münchener
der Regie Rudolf Hart-
schwerer barocker Pracht
g dargeboten.

Die Konzerte stellten
Hauptwerke Mozarts
mit den Wiener Sym-
phonie als festliche Ein-
beziehung Knappertsbushs
mten Symphonie in Es
den Wiener Philharmonik-
Kraft der Interpretation.
Kapitän Kulenlampff mit
er erfüllten Vortrag des
ur (A. B. 219). In einen
raum eine andere Stadt
m m e r m u s t z u stellen.
als Pianist und zugleich
ner Symphoniker eine Se-
Schönbrunn gibt oder das
Hallapicini-Palais einige
n-Quartette Mozarts und
phänomenalen Maßstab
den das Klarinetten-Quin-
kt neben der hinreichenden
st und dem Gehalt der
er der S ä l e , in deren
ment die Mozartsche Musi-
kischen Widerhall findet.
s schließlich dem geistlich-
nige seiner Kammermusik-
lanicini sogar auf den An-
gen Zeit vorgetragen wur-
der Nationalakademie
nt selber Konzerte seines
n dirigierte und jetzt eine
u von Dokumenten seines
s aufgebaut ist. Darunter
Figaro-Partitur und des
neben vielen anderen Leih-
ten Beständen der Wiener
u einer das Klangerlebnis
sch vertiefenden Schau wert
Johannes Jacobi.

Bildung Dezember

erachtet: „Die Schriftsteller
die Bildhauer aber durch
steht der Biographie
tionen, 1903 und 1907 von
Rilke über Auguste
worden ist. Aus dem ein-
dem Erhaben erwuchs hier
dem Dichter auf, das
er Bildhauer durch sein Ge-
zulagen hatte. Rilke fand
de der großen Dinge“, und
a hat Rilke gelegentlich ge-
in habe er gelernt, einen
ne Statue, einen Menschen
dieser Figur der Geschichte
lich anzusehen, bis auf eine
Erkennung des Betrachtet-
te.“

anden sich ineinander beität
den anderen einen Meister.
mlich seinem Volke und
K u l t u r E u r o p a s .

her durch irrtümliche Inter-
erleitet. R. M. Rilke durch
sehen, wir haben uns aber
schers im letzten Jahrzehnt
n, wie deutsch er ist, wie
Gerade seine schnelle Rei-
des Ostens wie des Westens
deutsche Rilkes an. Aus ei-
heilsicht hat Rilke vaterlän-
hat er sich trotz aller Ueber-
mpfindens seine Deutschtum
n Werk besetzt es. Rilkes
iege, unter dem er sehr litt,
hen.

den Italien, Spanien, in die
benachbarte kulturelle Ein-
e. In der Seite bei Moros-
e, fand Rilke die innere Be-
nen Rens Peter Jacobson. In
er Robin, in der Ueberseher-
e Alcorado („Portu-
Sonette der Louise Labé den
elancado, den Gedichten Raul
Rilkes Benachuna, sich frem-
wenden, ohne sich selbst dabei

1875 zu Prag geboren, jähr-
Rilkes zum 75. Male. Am
s Jahres werden wir uns er-
fahren die sterbliche Hülle
m Friedhof von Aaron in der
wurde. Sein Leben, in diesen
den von wunderbarer Musi-
kten, sein Denken und Dichten
esamtansgabe (im Insel-Ver-
er, mahnt die Deutschen, sich
ber den aktuellen Anfall hin-
Europa wird darüber hinaus
was es diesem Deutschen vor-
er Sohn der Mitte dieses Kon-
Helmut Grothe.

Wir sahen wieder einmal bei Kapitän Lüde-
mann und seinen von seinem jungen und
hübschen Töchterchen Edith heißen Grog in die
Gläser füllen. Zwei Kapitane, einige jüngere
Offiziere, die jetzt auf Vorpostenjahren Dienst
machten, auch einige Krieger waren in der Runde.

In Schanghai Glück gefunden
„Wie ich meine Hochzeitsreise machte?“ begann
Kapitän Lüdemann auf das Bitten einiger An-
wesender, die seine Erlebnisse schon kannten.
„Nun, wenn es durchaus sein muß, so will ich es
nochmals erzählen für alle, die meine Geschichte
noch nicht kennen.“

„In Schanghai hatten wir geheiratet Edith
war die Tochter eines dortigen deutschen Kauf-
mannes. Als Ladungsassistent kam ich oft in sein
Büro und da lernte ich eben Edith kennen. Sie
war schlau, ein zierliches Fräulein, blickte wie
eine Gerte, ihr schmales Gesicht mit den großen
blauen Augen zeigte die frühen Farben eines
glücklichen und lebenslustigen jungen Mädchens.“

Hochzeitsreise in die Heimat! Das war natür-
lich klar. Meine Linie beförderte uns auch groß-
zügig gratis und franks in die Heimat. Aller-
dings kamen wir nicht weit auf unserem schönen
deutschen Dampfer. Das war aber nicht Schuld
unserer Gesellschaft, sondern meine allein. Nach
drei Tagen auf Höhe des Kap Badran, ihr kennt
diese böse Binde, begegnete mir ein fremder
Dampfer, der unter der chinesischen Flagge fuhr,
offensichtlich aber englischer Herkunft war. Als
wir in Sichtweite kamen, setzten sie drüben das
Moffsignal. Unser Kapitän fuhr so nahe, als er
konnte, an den Kasten heran und setzte ebenfalls
ein Signal. Runtersah die „Moara“ nicht,
so blieb der Dampfer.

Eine Chance für das Leben?
Kapitän und 1. Offizier über Bord geggan-
gen, hieß das Signal des fremden Dampfers.
„Reichen Ihnen der Navigation dienliche Steuer-
mann. Können Sie uns einen Steuermann ab-
geben?“

„Nein, Lüdemann, der Kasten ist ohne Füh-
rer“, sagte unser Kapitän wenige Minuten später
zu mir. „Ihr müßt wissen, daß ich lediglich als
Passagier mit meiner Frau reiste und keinerlei
Funktionen an Bord bekleidete. Könnt es mir
glauben, das Nichtstun ist bisweilen ganz schön
besonders, wenn man frisch verheiratet ist.“

Eine Chance wie kein zweites Mal! Wenn Sie
den Kasten in den nächsten Hafen einbringen, be-
kommen Sie die Hälfte des Vergelohnes. Auch
unserer Gesellschaft wird es nicht gleichgültig sein,
wenn Sie in die Heimat kommen!“

Ich war natürlich sofort bereit. Der Alte
hatte recht. Solch eine Gelegenheit kam für einen
jungen Offizier so leicht kein zweites Mal. Gleich
Kapitän zu spielen und einen großen Kasten mit
möglichst wertvoller Ladung einzubringen?
„Ich begleite natürlich meinen Mann“, er-
klärte Edith und sah mich aus ihren strahlenden
Augen lebend an.

„Gabe nichts einzuwenden“, sagte unser Kapi-
tän. „Reist sind Sie der Herr auf der „Moara“
und können mitnehmen, was Sie wollen. Das
heißt, Mannschaft kann ich keine abgeben. Bin
selbst an Offizieren knapp. Den Maschinisten
Klopper können Sie haben. Damit Sie nicht allein
unter den Chinesen drüben sind.“ Schon wurde
ein Boot gefiert, meine Frau hatte in wenigen
Minuten unsere Sachen gepackt; dann kletterten
wir in das Boot, als letzter folgte Klopper, der
vierte Maschinist. Das Boot kam gut ab und
wurde von acht Mann durch die hochgehende See
gerudert.

Schon 30 Tote und kein Arzt

Als wir uns der rotzornigen Bordwand der
„Moara“ näherten, überkam mich ein Gefühl der
Unruhe. Auf Deck standen ungefähr 30 Menschen,
die Kelling war besetzt mit Leuten, die
humpfend auf uns herunter glotzten, ohne eine
Worte zu rühren. Soviel ich sehen konnte, waren es
alle Chinesen. Auf der Brücke bewegten sich einige
Matrosen, ich bemerkte, daß sie sich mühselig ein-
schleppten. Einer von den Leuten hinten, und
ich sah, daß er sich mit den Händen stützte. Er rief
den Leuten an Deck etwas zu, wie ich gleich sehen
konnte, wor es das Kommando, uns die Raketen-
leiter herabzuwerfen.

Ich hatte genug zu tun, Edith über die frei an
der Bordwand hängende Strickleiter hinauf an Deck
der „Moara“ zu helfen und konnte nicht beobach-

ten, was weiter an Deck geschah. Als letzter folgte
Klopper, dem es bei seiner Kleinheit schwer fiel,
die lustige Kletterei über den tobenden Wellen
ohne Hilfe zu bewerkstelligen. An Deck rührte sich
keine Hand, um uns über den Bordrand zu helfen.
„Ablegen, sofort ablegen!“, brüllte ich zum Boot
hinab, denn jede Sekunde konnten die Wellen
unser Boot an der Bordwand zerschellen lassen.
Der Dampfer hatte sich gedreht und lag nicht mehr
in schrägender Breitseite vor dem Boot.

Das erste, was ich an Deck der „Moara“ emp-
fand, war ein schauerlicher Verwesungsgeruch.
Edith stand neben mir und ich glaube, auch sie
war bei dem Anblick blaß geworden, der sich uns
jetzt bot. Die Männer waren in bunte Lumpen
gekleidet, der Stoff starrte von Schmutz. Sie stierten
uns aus trüben Augen entgegen, vor allem ver-
schlangen sie Edith mit ihren Blicken. Jetzt näherte
sich uns der Bootsmann. Es war der Mann, den
ich auf der Brücke der „Moara“ beobachtet hatte.

„Was ist mit diesem Schiffe los?“ fragte ich
den Bootsmann, als er vor mir stand.

„Wir sind führerlos, Sir“, sagte der Chineser,
„Kapitän tot, Steuerleute tot, zwei Maschinisten
tot, alle anderen krank.“

„Was ist los, zum Teufel?“ schrie ich jetzt voll
höher Ahnungen. „Ihr Signal läßt. Sie sind nicht
über Bord gegangen?“

„Nein, Sir, nicht über Bord gegangen. Signal
läßt“, wiederholte demütig der Chineser. „Moara“
ist Kutschschiff. Abgegangen von Zukadana am drei-
zehnten. Zwanzig Tage auf See, schon am zweiten
Tag die ersten Pestfälle. Auf „Moara“ kein Pest,
Sir. Wir nichts können machen. Keinen Arzt.
30 Tote, Mannschaft und Kulis!“

Dampfer gebrochen — Winkspruch wird
nicht gesehen

Ich sprang in wenigen Sekunden auf die Brücke
und rief mit der ganzen Kraft meines Armes an
Hebel zum Dampfer. Aber kein Laut entrang
sich der Röhre.

„Dampfer gebrochen“, erklärte der Chineser
Bootsmann mit einem Achselzucken. Ich
stürzte zur Kelling, rief eine Platte aus dem Ma-
schinensind, band sie an eine Stange und verdrückte
einen Winkspruch nach meinem Dampfer durch-
zugeben. Drüben hatten Sie eben das Boot ein-
geleitet. Ich sah, wie unser schönes Schiff abdrehte.
Da stieg ein Signal empor. Fieberhaft rief ich
mein Glas an die Augen.

„Stoppen! Hier Pest an Bord!“ winkte ich hin-
über. Wir waren aber schon zu weit für die kleine
Winkflage.

Nun flatterten drüben bunte Wimpel im
Winde. Meine Knie zitterten, als ich das Signal
erkannte.

„Wünschen Euch glückliche Reise“, lautete es.
Jetzt näherte sich mir der Bootsmann.

„Wir können Dampf machen in Maschine“,
sagte er. „Wir aber nicht wissen genaue Position.“

„Ich übernehme das Kommando“, sagte ich.
„Wenn sich ein Kranker der Brücke nähert, schiebe
ich. Wer von Euch kann steuern?“

„Alle Quartmeister krank, zwei gestorben“,
sagte Liang sich, der Bootsmann. „Niemand
steuern. Ich auch krank, ich schon kein Arm mehr.“

Nur der Kompass funktioniert

Ich stellte nun Edith, meine arme, kleine
Edith, an das Steuer der „Moara“. Nachdem
ich es gründlich mit dem Feuerlöcher abgeprüft
hatte. Dann gab ich ihr den Kurs an und gab
Signal in die Maschine. Unten arbeitete Klopper
mit einigen chinesischen Seigern, die noch nicht er-
krankt waren. Dann sagte ich selbst das Deck. In
der Kabine des Kapitäns der „Moara“ fand ich
einige Flaschen mit Karbol. Der Kapitän lag in
seiner Koje, er mußte schon vor mehreren Tagen
der Seuche erlegen sein.

Nun war ich Kapitän der „Moara“, Kapitän
eines Pestschiffes. Edith hatte ihre Finger mit
grimmiger Entschlossenheit um die Griffe des
Ruderrades geklammert. Aber die Rudermaschine
schlug nicht an. Das Schiff war eben gestorben, so
wie der größte Teil der Besatzung. Nur an Deck
drängten sich die halb wahnsinnigen Kulis. Der
Kompass funktionierte wie immer und zeigte mir
an, daß wir uns bald nach Steuerbord, bald nach
Backbord drehten.

Aus dem Schornstein drang jetzt Qualm,
Aschenstaub und Dampf.

„Hier unten ist es fürchterlich“, rief Klopper
durch das Sprachrohr herauf. „Ich muß erst die
Leichen in die Feuerung werfen lassen.“

Die fürstlichen Esel

Anekdoten von Moritz Wieprecht

Auf der Insel Rügen befinden sich an die hun-
dert größere und kleinere Güter, die zusammen
die Grundherrschaft Putbus bilden. Der erste
Fürst zu Putbus hieß Walde und wohnte in einem
von dem berühmten Schinkel erbauten Schloß.
Am dieses Schloß herum zieht sich ein wunder-
voller Park mit einem Girschgarten, der auch
heute noch lebenswert ist. Dieser Park war von
der Außenwelt völlig abgeschieden, eine dicke Mauer
ließ um ihn herum, und den Girschgarten schlossen
eiserne Gitter ab.

Ueber diese Gartenwelt mit den vielen alten
Bäumen und der Orangerie herrschte damals der
Obergärtner Halliger, ein wegen seiner merkwür-
digen Altermums- und Steinammlung bekannt
gemordener Mann.

Zur Erleichterung der Abfuhr im Park
dienten Wagen, vor die Esel gespannt waren; im
ganzen waren es vier Esel, die hier ihre Dienste
taten.

Eines Tages wollte Fürst Walde dem damals
sehr berühmten Badeort Putbus einen Gefallen
erweisen und befahl, die große Mauer, die den
Park umgab, niederzuliegen. Es geschah, und so
entstand eine ganze Anzahl größerer Steinbauten,
die auf Wunsch vertriebenen Bürgern des Bades
ortes überlassen wurden.

Wie es bei Beschenken häufig ist: es war
ihnen nicht genug, sie wollten mehr haben. Die
Esel hatten sie ja, aber wie war es mit dem
Fahrgeld? Das würde sie ein schönes Stück Geld
kosten. Da fielen ihnen die Esel im fürstlichen
Park ein, die unter dem Befehl des Obergärtners
Halliger ihre aufraumende Arbeit verrichteten.

Die so hübsch mit Steinen besetzten Bürger
von Putbus traten an ihn heran und baten, er
möge ihnen die Esel, die vier Esel des Fürsten,
zum Abfahren der Steine zur Verfügung stellen.
„Aber selbstverständlich“, antwortete Halliger

ihnen, „die Esel fahren bis zum Sonnabend die
Steine an den jeweiligen Bestimmungsort.“
Er war sehr bereitwillig. Man dankte ihm auch
herzlich. Aber wie ist das so im menschlichen
Leben? Sind da nicht Aufpasser, sind da nicht
Reider und Schwäger, die sich wichtig machen
wollen?

Kurz, dem Fürsten Walde wurde es so recht,
wie man sagt, hintertrück erzählt, daß die vier
Esel aus dem fürstlichen Gartenbiente die Steine,
die gesunkenen Steine, an den Ort der Bestim-
mung fahren mußten. Nun war das ja schließlich
nicht so schlimm, aber der Fürst Walde ließ sich
übergehen und mußte das nach der ihm gegeb-
enen Darstellung auch annehmen.

Gleich am Sonntag nach dem beendigten
Steinfahren begab sich der Fürst mit seiner Ge-
mahlin mittags in die Orangerie, wo er seinen
fleißigen Obergärtner auch alsbald traf.

„Ja, lieber Halliger“, sagte der Fürst, „die
Esel, meine vier Esel, werden nun in dieser Woche
abgeschafft. Ich habe die erforderlichen Anwei-
sungen schon gegeben. Die vier Esel sind ja vollkom-
men überflüssig, wenn sie ohne mein Wissen eine
Woche lang zum Abfahren der Steine gebraucht
werden können. Die Esel verschwinden.“

Halliger blickte erst etwas bestürzt den Fürsten,
seinen Brotherrn, an. Dann sagte er sich, „Durch-
laucht“, erwiderte er, „die Esel sind nicht über-
flüssig, sie sind notwendig. An jedem Fürstenhof
wird doch eine Anzahl Esel gebraucht und ist auch
immer vorhanden.“

Bei dieser Antwort seines Obergärtners prus-
tete der Fürst, zuerst etwas übermäßig von dem
Freimut Halligers, aus vollem Halse los, sagte
nichts weiter und bot der Fürstin seinen Arm.

Von der Abschaffung der im Garten arbeiten-
den Esel war nie wieder die Rede.

Im Kartenhaus lag ein Toter. Es war der
Steuermann der „Moara“, ein Engländer. Offen-
bar hatte er sich auf dem schmalen Dwan hin-
gelegt, aus Erschöpfung, als der Kapitän, der ihn
ablösen sollte, nicht mehr kam. Dort hatte er auch
seinen letzten Atemzug getan. Ich packte den toten
Steuermann an den Beinen und schleifte ihn über
Deck, dann übergab ich ihn der See, zur letzten
Ruhe. Zu feierlichem Seemannsbegräbnis war
wirklich keine Zeit. Mit die beiden Bullaugen auf,
damit frische Luft die verpestete Luft reinigen konnte.

Die „Moara“ ist led!
Das Deck der „Moara“ lag tief im Wasser.
Offenbar arbeiteten die Pumpen nicht mehr.

Die „Moara“ ist led!“ lachte jetzt der chine-
sische Bootsmann, der unter der Brücke stand und
alle meine Bemühungen mit jatanischer Schaden-
freude verfolgte.

Ich befahl Klopper auf die Brücke. Mit blei-
chem Gesicht, dem man noch die vorangegangene
Anregung ablesen konnte, erschien der Maschinist
im Kartenhaus.

Die „Moara“ sackt noch nicht ab“, sagte er. „Ich
habe einweilen die Feuer herausreißen lassen und
die Sicherheitsventile abgehängt. Die Abblamm-
ventile sind geöffnet, Funkenluten und Schotten
dichtgemacht.“

Wenn nur dieser verdammte Fäulnisgeruch
nicht wäre!“ sagte er.

Ich reichte dem wackeren Maschinisten zwei von
den Flaschen, die ich außer dem Karbol in der
Kammer des Kapitäns gefunden hatte. In das
Gesicht Kloppers kam wieder Blut und Leben, als
er den ersten Schluck getrunken hatte.

Nur drei Seemeilen Fahrt

Inzwischen war das Wetter schlechter gewor-
den. Ich rechnete den Kurs aus, dann versuchte
ich an Deck Ordnung zu machen. Das Wichtigste
war, daß die Leichen über Bord geworfen wurden.
Aber keiner von den Chinesen wollte einen Toten
anfasseln. Da ging ich mit Edith hinab, und wäh-
rend sie die Toten bei den Füßen nahm, hob ich
die armen Kerle bei den Schultern, und so warfen
wir einen nach dem anderen über die Kelling.

Edith hand dabei tapfer ihren Mann. Nach dem
schrecklichen Werk lasten wir uns mit einigen
Schulden Whisky und ich glaube, der Alkohol hat
uns beiden das Leben gerettet. Denn es kam noch
viel ärger.

Das Schiff kam endlich in Fahrt. Ich löste
Edith am Steuer ab und bettete sie auf dem
schmalen Dwan, nachdem ich eine Decke darüber
gebreitet hatte, auf dem Dwan, auf dem vor eini-
gen Tagen der Steuermann der „Moara“ an Pest
gestorben war!

Meine Absicht war, Quin von als Nothafen
anzulassen. Die „Moara“ machte jedoch höchstens
drei Seemeilen und bei dem aufkommenden
Sturme war dies wenig genug.

Am anderen Morgen waren weitere Chinesen
der Seuche erlegen. Als ich mich daran machen
wollte, die Toten von Bord zu schaffen, sprang mich
Liang sich mit einem Dolche in der Hand an.
In seinen Augen brannte der nackte Wahnsinn.

„Du mordest ihre Seelen, die in heimatischer
Erde begraben sein wollen“, schrie er. „Sofort hat-
ten sich einige von den Kulis um ihn geschart und
versuchten mich gegen die Kelling zu drängen.“

Ich taumelte einige Schritte rückwärts und
wurde plötzlich von einigen Stößen gegen die Kel-
ling geschleudert. Ich griff nach hinten, hielt mich
krampfhaft an den verbogenen Eisenbalken fest.
Die fiebernden, vor Schmutz starrenden Hände der
peitschten Kulis griffen nach meinem Körper.

Aus höchster Not gerettet

In dieser Minute der höchsten Not plachten
einige Schiffe dicht vor mir auf das Deck. Die
Masse der zerlumpten Gestalten wich vor mir
zurück, zwei von den Kulis wandten sich, von den
Augen getroffen, am Boden. Ueber mir auf der
Brücke erschien die Gestalt Ediths, in ihren Hän-
den hielt sie den großen Colt-Revolver, den sie im
Kartenhaus auf dem Tische liegen gesehen hatte.

„Zurück, wer den Kapitän anrührt, ist des
Todes!“ rief Edith drohend von der Brücke.

Dann rief sie nach Klopper um Hilfe, der auch
sogleich an das Sprachrohr gestürzt kam. Nachdem
ihm Edith erklärt hatte, was oben los war, ließ
Klopper einen Feuerlöschschlauch mit Seifendampf
durchblasen, er selbst richtete das Mundstück auf
die meuternden Kulis.

So brachten sie mich glücklich wieder hinauf
auf die Brücke. Damit war aber auch die Kraft
der „Moara“ zu Ende. Die letzten Heizer verwei-
gerten den Dienst, teils aus Lust an der Meu-
terei, teils, weil sie einfach nicht mehr konnten.
Ich setzte das Moffsignal und dazu die gelbe
Flagge „D“. Als später ein Dampfer, der sich
uns näherte, die Seucheflagge am Vorseil we-
hen sah, machte er sofort kehrt.

„Zieh die gelbe Flagge ein“, bat mich Edith.
„Niemand wird uns retten.“

Edith hatte wohl recht. Wir durften aber jetzt
nicht an uns denken. Als Führer eines Schiffes,
auf dem die Pest ausgebrochen war, hatte ich die
Pflicht, die gelbe Flagge zu hissen, gleich, was
daraus entstehen würde.

Drei Tage und Nächte trieben wir auf hoher
See. Wenn ich die bleichen Wangen Ediths sah,
die sich kaum noch auf den Füßen halten konnte,
verwünschte ich den unseligen Gedanken, auf die-
sem Festland Kapitän spielen zu wollen. Von
Schlaf war keine Rede. Klopper und ich wchsel-
ten uns jetzt in der Brückenwache ab. Viermal
versuchten die Kulis einen Angriff auf die Brücke
zu unternehmen, aber jedesmal schlugen wir den
Angriff zurück.

„Wir haben keine Munition mehr“, sagte
Edith. Ich sah in ihre flackernden, vom Wachen
entzündeten Augen.

Es war wahr. Wenn die Chinesen einen wei-
teren Angriff machten, waren wir so gut wie
mehelos.

Glücklicher Ausfall
einer dramatischen Hochzeitsreise

Am anderen Morgen sichtete der spanische
Dampfer „Figuera“ unser Moffsignal. Der Kapi-
tän des Dampfers fuhr auf uns zu und bot uns an,
die Schlepptröffe zu übernehmen.

Zwei Tage und zwei Nächte lang wurden wir
von dem Spanier geleitet. Zwei Mann mit
Gewehren standen ständig am Heck der „Figuera“
und wenn sich am Vorderschiff auf unserer „Moara“
auch nur der geringste Tumult zeigte, schossen sie
von drüben auf unser Deck, was dann jedesmal
die gewünschte Wirkung tat.

Am nächsten Tag dieser denkwürdigen Reise
wurde die „Moara“ in Quin ho einachselst.

Skizze von Ludwig Hartmann
Als er an das Fenster des kleinen Gastimmers
trat, huschten noch immer die grauen Nebelflecken
durch den Lamm. Nur die Gipfel drohen, wo einst
der erste deutsche König dem Weidwerk obgelegen
haben soll, standen im ersten Morgenlicht. Das
Tal lag im Dunkel. Frierend redete sich der lahle
Zweig. Angewollt rauchte das dürre Laub. Miß-
mut überbachtete den Frühauflieger.

Die schlaftrunkene Hand, die nach dem Wand-
spiegel griff, sagte ins Leere. Das blinkende Ge-
rät — ungeschickt berührt — hatte sich von der
schadhaften Wand gelöst und war herabstürzend
am Boden zerstückelt. Der erschrockene Mann
lauschte. Aber in dem einsamen Hause blieb alles
stille.

Glück und Glas — wie bald bricht das! Es
konnte nun keinen Zweifel mehr geben: Der Tag
war verpöcht. Die Wirin, diese dicke Person mit
den rüchlichen Fettsäckchen, hatte ihm von Anbe-
ginn mißfallen. Was würde sie für einen Krach
machen, um einen möglichst hohen Betrag heraus-
zuschinden! Sollte man ihr nicht einfach das
Schlafgeld auf den Tisch werfen und polnischen
Abschied nehmen? Er hatte eben nie und nirgend
Glück. Selbst in die Bergheimfeste verfolgte ihn
das Unheil.

Das bessere Selbst siegte. Als er den gewohnten
Gasterischleim löste, setzte sich die Alte ihm gegen-
über, die fröhlichen Plenkoben auf den Tisch ge-
stammt: „Na, hat der Herr gut geschlafen?“

„Danke vielmals, Frau Wirin, ich bin zu-
frieden. Nur heute morgen, noch vor Tau und
Tag, ist mir leider ein Mißgeschick widerfahren.“
Der Mann stockte, als er in die weit geöffneten
Frauenaugen sah. Jetzt also würde der Krach
losbrechen! Aber da fuhr ihm die Behäbigkeit in die
Rede: „Ach, das kommt vor. Das ist nicht schlimm.
Mandmal fällt es den Herren schwer, rechtzeitig
aufzustehen. Sie wissen im Laufe nicht selbst. Sie
müssen ja auch die Treppe hinunter und über
den Hof. . . Da bleiben sie also zu lange im war-
men Bett, und plötzlich ist es geschichen. Ach,
machen Sie sich keinen Kummer, das werden wir
sich wieder ins reine bringen!“

Aber dann suchte die Behäbigkeit erschrocken zu-
rück. Das Gesicht des Löffelbägers verzerrte sich.
Brügend fuhr der Kopf auf den Tisch. Der Lach-
reiz drohte den Mann zu erschlagen.

Die wackere Alte hatte ihn gründlich mißver-
standen. Aber hatte er sich nicht ebenfalls geirrt?
Er sah nur, ihre Behäbigkeit wurzelte nicht in der
Sabotage. Man sollte wirklich nicht so vornehm
urteilen.

Und man soll sich nicht durch ein blickendes Nebel
die Laune verberben lassen. Der lahle Akt friert
ja gar nicht, sondern die frischen Säfte steigen in
ihm empor. Und das dürre Laub ist nicht auf
der Kluft, sondern eilt beflissen herbei, dem Aker
neuen Humus zu liefern. Nicht: Glück und Glas
— wie bald bricht das, sondern: Scherben bringen
Glück!

Den Anteil am Vergelohn erhielt natürlich Kapi-
tän Aronguipa von der „Figuera“. Die restlichen
acht Wochen seines Hochzeitsurlaubs verbrachte
ich mit Edith in den Pestbaraden von Quin ho
in einer Isolierzelle. Jeden Tag, wenn wir früh-
morgens aufwachten, forschten wir in unseren
Gesichtern nach Anzeichen der fürchterlichen Krank-
heit. Und jeden Tag atmeten wir auf, wenn wir
sahen, daß das Schicksal uns wieder einen Tag
geschenkt hatte. Einen Tag ungestörten Glückes,
einen Tag pochenen Lebens. Später hörten wir,
daß unser braver Maschinist Klopper von der
Krankheit befallen war. Es waren bittre Wochen
und wir atmeten erst auf, als es hieß, daß Klopper
die Kriß überlanden hatte und auf dem
Wege der Besserung war.

Dann endlich schlug auch für uns die Stunde
der Freiheit. Es war zugleich die Stunde des
Abschiedes. Denn mein Urlaub war längst über-
schritten und ich mußte wieder acht achtmotige
Reise auf einen Raddampfer auf freier Fahrt.
Als ich von der langen Reise zurückkehrte, hatte
mir Edith ein prächtiges kleines Mädchen befehrt.
Wir taufte sie in Würdigung meiner tapferen
und mutigen Frau ebenfalls Edith, als zweiten
Namen bekam die Kleine „Moara“ in den Tauf-
schein geschrieben.

Das war meine Hochzeitsreise und ich denke,
eine grauenvollere Hochzeitsreise hat noch nie ein
glückliches Pärchen machen müssen.“

Unsere Anekdote

Eines Tages war Georg Benda zu einem
Freund zu Mittag geladen. Da er bereits eine
halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit erschien,
nahm er allein Platz; ganz in Gedanken nahm
er aus der auf dem Tisch stehenden Schale ein
Brötchen nach dem anderen zu sich. Endlich er-
schienen auch die anderen Gäste, und man setzte
sich zu Tisch. Auserglick bemerkte der Hausherr,
daß kein Brot aufgetragen war, und er machte
dem Diener deswegen Vorwürfe. Das hörte
Benda; er wandte sich sofort zu dem Gastgeber
und sagte:

„Mir scheint, in diesem Falle liegt die Schuld
bei mir. Ich entfinne mich, hier und da in Ge-
danken etwas gegessen zu haben!“

Als Napoleon 1806 in Berlin eingerückt war,
erschien kurz darauf General Denon bei dem
Bildhauer Schadow und gab ihm im Namen
des Kaisers den Auftrag, die Viktoria und den
Siegeswagen vom Brandenburger Tor nach Pa-
ris zu bringen. Der Franzose wies dabei darauf
hin, daß es für Schadow eine besonders große
Ehre bedeute, daß ihn der Kaiser mit dieser Auf-
gabe betraue, und er hoffe, daß Schadow es zu
schätzen wisse, daß der Kaiser dieses von Schad-
ow geschaffene Werk unter seinen persönlichen
Schutz nehme.

Schadow war ganz Mut und entgegenete
jornig:

„Sie irren, Herr General! Dieser Siegeswa-
gen gehört allen Deutschen, er bedarf daher kei-
nes besonderen Schutzes! Wenn der Kaiser ihn
fortnehmen will, so fügt er unserem Vaterland
und jedem einzelnen Deutschen die schwerste
Schmach zu, die sich denken läßt! Und er soll sich
gelagt sein lassen: Ich bin Künstler und kein
Abbecker, und ich denke nicht daran, den Abbau
meines Wertes zu leiten oder zu beaufsichtigen!“

Mit diesen Worten wies er Denon die Tür.

Aus der Heimat

Büren, Donnerstag, den 4. Dezember 1941
Wir verdunkeln heute, am 4. Dezember, von 17.10 bis 9.00 Uhr.

Die Lohnsteuerarten für 1942 werden z. B. den Steuerpflichtigen zugestellt. Die Steuerpflichtigen wollen in ihrem eigenen Interesse darauf achten, daß auf der Steuerkarte die Zahl der minderjährigen Kinder (bis zum 21. Lebensjahr) richtig eingetragen ist. Ferner wird darauf hingewiesen, daß für Kinder im Alter von 21-25 Jahren, soweit sie zur Wehrmacht eingezogen und noch kein Obergefreiter sind und kein eigenes Einkommen von über 600.- RM jährlich beziehen, auf Antrag auf der Steuerkarte eingetragen werden können. Anträge auf Berücksichtigung der Steuerkarte sind an die Stadt- und Amtsverwaltung Büren, Rathaus, Zimmer 13, zu richten.

Englischer Sprachkurs. Wegen der Veranstaltung des Westfälischen Landestheaters werden ausnahmsweise die Unterrichtsstunden von Freitag, den 5. Dezember, auf Dienstag, den 9. Dezember verlegt.

Ortsbauernschaft Büren. An die heute nachmittag bei Goebde-Mente stattfindende Versammlung wird erinnert mit der Bitte um vollzählige Erscheinen.

Spielezug für die Kinder. Alljährlich in der Vorweihnachtszeit veranstaltet die WM- und BDM-Gruppe Büren eine Verkaufsstelle, die der Öffentlichkeit einen Querschnitt durch die fleißige Baitelarbeit vermittelt. In vielen Heinnachmittagen und -abenden wurde gesägt, gehöhrt, gehämmert, gemalt, geleiht und getrieft, und so entstand aus Holz und Stoff bunter Spielezug aller Art wie Tiere, Wiegen, Puppenstuben und -möbel, Eisenbahnen und vieles andere mehr. Alle Mädel boten ihr ganzes Können auf in dem Bestreben, hilfsbedürftigen Kindern zu Weihnachten eine Freude zu bereiten. Neben dem Spielezug waren auch viele Handarbeiten ausgestellt, die besonders willkommen sein werden. Die ausgestellten Sachen werden an Bürener Kinder verteilt. Der rege Besuch der Verkaufsstelle bewies das große Interesse der Bevölkerung an der uneigennütigen Arbeit der Mädel.

Die Segelflugschule bestanden. Auch in diesem Jahre unterzogen sich mehrere Angehörige der Flieger-HJ. Büren der Segelflugschule. Es bestanden Franz Albrach die C-Prüfung, Fritz Simon und Heinz Becker die B-Prüfung, Klemens Schneider, Horst und Klaus Dessel die A-Prüfung. Den jungen Segelfliegern wünschen wir auch weiterhin guten Erfolg.

Trageweise des Treudienst-Ehrenzeichens. Zur Unterzeichnung des Treudienst-Ehrenzeichens für Beamte, Angestellte und Arbeiter des öffentlichen Dienstes sowie der Sonderstufe des Treudienst-Ehrenzeichens für Arbeiter und Angestellte der freien Wirtschaft von den Dienstauszeichnungen der Wehrmacht usw. wurde angeordnet, daß an der kleinen Ordensnähle auf dem Band das Kreuz der betreffenden Stufe des Treudienst-Ehrenzeichens in verkleinerter Ausführung getragen wird.

Aus der Bewegung

BDM-Gruppe 31281, Büren. Heute (Donnerstag) treten alle Mädel der Gruppe um 20 Uhr zum Gruppenappell an der Aufbauschule an.

Einkommensteuer-Vorauszahlung

Der Reichsfinanzminister hat durch Rundverlaß eine Anpassung der Einkommensteuervorauszahlungen für 1941 an voraussichtliche Einkommensteuer - einschließlich des Kriegszuschlages - für 1941 angeordnet. Die bestehenden steuerlichen Bestimmungen ermöglichen es dem Finanzamt, die Vorauszahlungen der Steuer anzupassen, die sich für den laufenden Veranlagungszeitraum voraussichtlich ergeben wird. Wie der Minister nunmehr bestimmt, haben die Finanzämter in den nächsten Wochen zu prüfen, ob die Vorauszahlung vom 10. Dezember 1941 zu erhöhen ist. Der Minister bittet jedoch, diese Prüfung auf die wirklich lohnenden Fälle zu beschränken. In den Fällen, in denen eine Erhöhung vorzunehmen ist, ist der Betrag, um den sich die Vorauszahlung vom 10. Dezember 1941 erhöht, von dem Steuerpflichtigen nicht schon zum 1. Dezember 1941, sondern erst zum 10. Januar 1942 anzufordern.

Wenn z. B. der Gesamtbetrag der Vorauszahlungen für einen Steuerpflichtigen nach den Steuerbescheiden von 1939 und 1940 im Kalenderjahr 1941 5000 RM beträgt und es ergibt sich bei der Nachprüfung durch die Finanzämter, daß die Steuer für das Kalenderjahr 1941 nach der Einkommensteuertabelle für 1941 tatsächlich 6000 RM ausmachen wird, so wird das Finanzamt den Unterschiedsbetrag durch einen besonderen Vorauszahlungsbescheid bei dem Steuerpflichtigen anfordern. Der Steuerpflichtige wird dabei gebeten werden, den Unterschiedsbetrag zum 10. Januar 1942 zu zahlen. Bei der Ermittlung dieser etwaigen Unterschiedsbeträge werden den Vorauszahlungen und den tatsächlich geschuldeten Steuern werden sich die Finanzämter vor allem auf die Umsatzsteuervoranmeldungen stützen, die bereits bei ihnen vorliegen. Sie brauchen also die Steuerpflichtigen selbst wegen dieser Prüfung nicht besonders anzupöbeln.

Für die Steuerpflichtigen bedeutet die Nachprüfung eine Entlastung, da nun schon frühzeitig klar wird, ob die Steuer sich im Einzelfall durch die Umsatz- bzw. Einkommensteuerminderung bemerkenswert erhöht. Sollte das der Fall sein, dann wird der Steuerpflichtige durch die nunmehrige Zahlung des Unterschiedsbetrages schon zum 10. Januar 1942 von der oft lästigen Pflicht ganz oder teilweise befreit, nach Erhalt des neuen Steuerbescheides eine große Summe kurzfristig als Abschlußzahlung leisten zu müssen.

Bilder grauenvollen Elends

Zum vierten Opfersonntag

nig.) Vielleicht ist es uns noch nie so klar geworden, was wir dem Winterhilfswerk danken, wie heute, da unsere Blicke nach Osten gehen, dorthin, wo die Berichte unserer HJ-Männer immer wieder Bilder grauenvollen Elends aufrollen. Abgestumpft und müde, krank und elend ein Volk von Millionen! Die wilden und unfürsorglichen Gesichter der russischen Jugend bedecken schonungslos ein Kinderelend auf, das an Verheerung und Verrohung wohl einmalig auf dem europäischen Kontinent ist. Wie junge Tiere kriechen die obdachlosen Kinder nachts zitternd an die Türrahmen der Straßenhäuser und suchen Wärme. Ihre Körper, ihre Lumpen starren vor Schmutz; sie haben keine Schuhe und keine Unterwäsche. Das Elend betteln und stehlen sie sich zusammen. Eine vollstrenge Regierung hat diese entartete Jugend auf dem Gewissen, die den Untergang eines Volkes bedeuten kann.

Und wie ist es bei uns? Schauen wir nicht doppelt ärmlich in strahlende Kinder Augen, aus denen ein reiches Kinderglück leuchtet? Sind unsere Kindertagesstätten nicht kleine Paradiese, in denen unsere Jugend seelisch und körperlich gedeiht? Und wie bei der Jugend, so ist es bei unseren Müttern und Frauen.

Angespannt sind wir heute alle; es ist unsere Pflicht, unser Bestes zu geben. Aber wird nicht alles getan, um unsere Spannkraft zu erhalten? In waldigen Tälern und auf sonnigen Höhen, überall im Großdeutschen Reich gibt es Erholungsheime, in denen sich schmale Wangen runden, in denen wir uns neuen Lebensmut holen.

Wo eine Gefahr droht, wo Krankheit im Geldbeutel eine tiefe Lücke gerissen hat, wo immer Hilfe nötig ist, da wird eingegriffen. Da ist die HJ, zur Stelle, denn sie verwaltet das Reich, das jeder einzelne von uns gibt. Dankbar wollen wir sein, daß wir mithelfen dürfen, besonders am Wochenende anlässlich des vierten Opfersonntages. Durch unsere Gaben wollen wir beweisen, daß wir der Front würdig sind.

Noch mehr Hackfrüchte

Die Gründe für die nochmalige Erweiterung der Anbaufläche

Die Grundlage einer intensiven Bodenkultur bilden Hackfrüchte, Kartoffeln und Zuckerrüben. Im ersten Jahr der Erzeugungsperiode schon wurde deshalb vom Reichsministerium der Landwirtschaft herausgegeben, den Kartoffel- und Zuckerrübenanbau nicht nur zu intensivieren, sondern auch in der Anbaufläche auszuweiten. Je mehr aus dem Boden herausgewirtschaftet werden soll, desto ausgedehnter muß der Hackfruchtanbau sein, denn er liefert je Flächeneinheit z. B. drei- bis viermal soviel Nährwerte wie das Futtergetreide. Außerdem zeigen die betriebswirtschaftlichen Beobachtungen, daß die allgemeine Leistungsfähigkeit eines Hofes um so mehr erhöht wird, je umfangreicher der Hackfruchtanbau des Betriebes ist. Hinzu kommt, daß die Hackfrüchte die beste Vorfrucht für Getreide sind. Nach Hackfrüchten wird immer wieder allgemeine Erhöhung der Getreideerträge festgestellt.

Die Gründe, die im neuen Kriegsjahr eine nochmalige Erweiterung des Hackfruchtbaues verlangen, sind offensichtlich. Der Verzehr von Kartoffeln hat sich seit Beginn des Krieges in einem kaum geahnten Tempo erweitert. Im laufenden Jahr werden für die Speisefortsetzung weniger als 23 Millionen Tonnen Kartoffeln zur Verfügung gestellt. Das sind rund 10 Millionen Tonnen mehr als im Durchschnitt der letzten Kriegsjahre. Die zusätzliche Forderung von 10 Millionen Tonnen bedeutet nicht nur eine äußerste Anspannung der Landwirtschaft selbst, sondern gibt auch der Volkswirtschaft schwierige Transportaufgaben zu lösen.

Der steigende Verzehr von Kartoffeln hat dazu geführt, daß dem Ergebnis der diesjährigen Kartoffelernte mit ganz besonderem Interesse entgegengesehen wurde. Die Witterung war nicht gerade günstig. Trotzdem ist es gelungen, ausreichend Speisefortsetzung herbeizuführen. Allerdings muß in diesem Zusammenhang immer wieder gesagt werden, daß der Verbraucher selbst mithelfen muß, den Kartoffelanfall zu erhalten, bzw. aufs rationellste zu verwerten. Die jetzt anlaufende Aktion zum härteren Verzehr von Kartoffeln gehört in diese Linie, und es darf wohl von jedem einzelnen aus Gründen nationaler Disziplin verlangt werden, daß er diese Maßnahmen ohne lange Rederei unterstützt, zumal der Kartoffelverzehr auch im Interesse der Volkswirtschaft aus gesundheitlichen Gründen zu fördern ist.

Wenn die Landwirtschaft der bisherigen Forderung nach einer Anbauvermehrung bei Hackfrüchten nachgegeben ist, so konnte das nur auf Grund einer außergewöhnlichen Verstärkung des Arbeitseinsatzes erfolgen. Hackfrüchte erfordern im Verhältnis viel Arbeitszeit. Trotzdem hat die deutsche Landwirtschaft die gestellte Aufgabe bewältigt.

und bei Kartoffeln eine beträchtliche Erweiterung durchgeführt, bei Zuckerrüben sogar eine Anbauvermehrung von 100 v. H. erzielt. Gerade die Erweiterung der Zuckerrübenanbaufläche ist von besonderem Wert, denn Zuckerrübenblätter, Zuckerrübenköpfe, vor allem aber die Ergebnisse der industriellen Verarbeitung, also wertvolle Zuckerrübenabfälle und Tredden- und Raffinatschmelzen sind heute mit den wichtigsten Futtermitteln für das Milchwirtschaft. Die aus dem Zuckerrübenanbau gewonnenen Futtermittel bilden tatsächlich eine entscheidende Stütze der Milchherzeugungsschlacht, deren Erfolgsfolge bekanntlich allein dazu führten, daß die heutige Milch- und Futtererzeugung des Volkes aufrechterhalten werden konnte.

Die zuständigen Stellen der Staatsführung sind sich völlig klar darüber, daß die Forderung nach einer nochmaligen Erweiterung der Kartoffel- und Zuckerrübenanbaufläche vom Landvolk größte Opfer verlangt. Mangel an Arbeitskräften und die Notwendigkeit, mit Treibstoff zu sparen, verlangen eine äußerste Rationalisierung des Arbeitseinsatzes. Für die Erweiterung der Kartoffelanbaufläche kommen vor allem die leichten Böden des Ostens in Frage. Kartoffeln sind hier ertragreicher als z. B. das Sommergetreide. Daher muß auf den leichten Böden der Sommergetreideanbau eingeschränkt werden zugunsten des Kartoffelanbaues. Eine Anbauflächenvermehrung um 10 v. H. kann weitgemacht werden durch eine Erhöhung der Erträge von den verbleibenden Flächen.

Mehr als bisher muß durch regelmäßigen Saatgutwechsel, durch richtige Sortenauswahl, wie sie von den Landbesitzern und den einzelnen unterstellt wird, und durch starke Düngung mit Wirtschaftsdünger und Handelsdüngemitteln die Ertragsintensität der Flächen erhöht werden. Der Reichsminister hat die notwendigen Maßnahmen zu einer genügenden Bereitstellung von Saatgut durchgeführt, so daß ein regelmäßiger Pflanzenwechsel möglich ist. Jeder Bauer und Landwirt muß sich den Sorten zuwenden, die ertragreich sind und Mäßen liefern.

Die Aufgabe der nochmaligen Erweiterung des Hackfruchtbaues ist im einzelnen sicher nicht leicht. Die Leistungsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft aber ist davon abhängig, denn die Hackfrüchte dienen nicht nur der unmittelbaren Belieferung der Bevölkerung, sondern ergeben über die industrielle Verarbeitung zahlreiche weitere wichtige Lebensmittel und Rohstoffe. Sie sind letzten Endes auch entscheidend für die Erhaltung des Wirtschaftsstandes unserer Volkswirtschaft und damit also für den Anfall von Fleisch und Fett. Für diese Aufgabe muß sich jeder Hof und jeder landwirtschaftliche Betrieb des Reiches mit seiner ganzen Kraft einsetzen.

Aus Kreis und Nachbarkreisen

Bote, 2. Dez. Totenglocke. Nach kurzer Krankheit starb im Brüderkrankenhaus zu Paderborn Pfarrer Anton Stöcker im 51. Lebensjahre. Der Tod riß ihn überraschend aus einem schaffensreichen, arbeitsreichen Leben, dem er seine ganze Kraft noch viele Jahre schenken wollte. Kaum drei Jahre war er hier tätig. Als Frontkämpfer und Offizier des Weltkrieges, ausgezeichnet mit dem E. K. 1. und 2. Klasse, war er allseits sehr geschätzt.

Brilon, 3. Dezember. Zum gestrigen Schweinemarkt waren 320 Tiere ausgetrieben. Die Alterswoche wurde mit RM 3 bis 3,50 bezahlt und der Markt im Kürze geräumt.

Paderborn, 3. Dezember. Vom Kreisamt für Beamte wird uns geschrieben: Der Kreisamtsleiter, Pg. Stute, hatte am Sonnabend, dem 29. November 1941, die Politischen Leiter des Kreisamts für Beamte zu einer Tagung im kleinen Saal des Reichsbahn-Ausbesserungswerks Paderborn, Wolmarstraße 8, eingeladen. Nachdem Pg. Stute einleitend darauf hingewiesen hatte, daß die Schulung das Wichtigste sei und jeder Politische Leiter Prediger der nationalsozialistischen Weltanschauung werden müsse, behandelte der Redner, Gaukulturschulungsleiter Pg. de la Motte, Münster, zunächst die Aufgaben und Pflichten der Pol. Leiter und die Notwendigkeit der weltanschaulichen Schulung. Er gab der Hörerschaft wichtige Hinweise und Anregungen für die künftige Arbeit und wies den Weg in die Zukunft unseres Volkes. Er führte dann weiter u. a. aus: Wenn wir an allen Fronten überwältigende Siege errungen haben, so beruht das Geheimnis unserer Erfolge auf dem Geheiß von Führung und Gefolgschaft. Aus der Gemeinamkeit des Blutes wächst das Geheiß der heutigen Zeit. Von innen her kann unser Reich nur gestärkt werden durch das Geheiß der Treue. Dies muß

der Politische Leiter erkennen und diese Idee muß er hineintragen in das Deutsche Volk. Die Tagung war von familiären dienstlichen Politischen Leiter besucht. Die Worte des Gaukulturschulungsleiters haben bei den Besuchern einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen.

Paderborn, 3. Dez. Landwirtschaftliche Aufgaben im Osten. Vor den Ortsbauernführern des Kreises Paderborn sprach Kreisbauernführer Freitag, Paderborn, der als Sonderführer im Osten tätig ist, über die landwirtschaftlichen und klimatischen Gegebenheiten, die dort für den Ackerbau vorliegen und in welcher Weise sich die deutsche Wehrmacht das Land dienstbar macht.

Berlinghausen, 3. Dezember. Gerichtstage 1942. Im Jahre 1942 werden in der Gastwirtschaft Mühlenheim in Berlinghausen durch das Amtsgericht Brilon folgende Gerichtstage abgehalten: am 19. und 20. Januar, 3. März, 21. und 22. April, 28. Mai, 7. Juli, 15. September, 3. November, 7. und 8. Dezember.

Kostenlose Nachhilfe-Termine

abgehalten:
Bewelsburg 9.15 Uhr in der Schule, Ahden 10.30 Uhr in der Schule
Brenten 11 Uhr in der Schule, Büren 15 Uhr im Gesundheitsamt
Staatliches Gesundheitsamt des Kreises Büren.

Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme, sowie für die überaus zahlreichen Kranzspenden beim Tode unserer lieben Verstorbene danken wir allen recht herzlich.
Familie Johannes Remm.
Büren, im Dezember 1941.
Das 30tägige Seelenamt findet am Freitag, dem 5. Dezember, morgens 8.10 Uhr in der hiesigen Pfarrkirche statt.

Heute im Rundfunk

Rundfunkübertragungen von der Mozart-Obere des Deutschen Reiches. Der Großdeutsche Rundfunk sendet im deutsch-italienischen Austauschkonzert von 14.15 bis 14.45 Uhr als Ausnahme aus der Kammermusikveranstaltung im Palais Pallaschini das Klarinettenquintett R-dur (K. V. 581), gespielt vom Strub-Quartett und Luigi Amadio, Italien, und von 15 bis 17 Uhr wird die Kulturpolitische Rundgebung aus der Wiener Staatsoper übertragen. - „Das glückliche Schiff“ von 17.45 Uhr an. Es hat diesmal Lisa Herting, Bernhard Jaffschitz und Frida Grothen an Bord. - „Das tonende Rundfunkbildbuch“ mit den namhaftesten Künstlern von Oper, Film und Kabarett, wird auf Wunsch vieler Hörer noch einmal wiederholt. Das Abendprogramm bringt von 20.20 bis 22 Uhr den ersten Teil. - Erich Böhlke, Magdeburg, dirigiert in der „Musik zur Dämmerung“ von 18 bis 19 Uhr Notturno von Joseph Haydn, Gavotte von Padre Mattini, Sinfonia concertata von Donizetti und Lustspiel-Quartette von Reznicek. Walter Ludwig singt Lieder von Hugo Wolf und der italienische Cello-Virtuose Antonio Janigro spielt das Cello-Konzert von Boccherini.

Gebietswettkämpfe der Hitler-Jugend

Stipportliche Veranstaltungen in Esserlinghausen. Esserlinghausen, 2. Dez. Unsere Hitlerjugend führen wie die Angehörigen des NS-Reichsbundes für Leibesübungen auch im nahenden dritten Kriegswinter wieder ihre Stipportlichen Veranstaltungen durch. Der Krieg wird sie daran nicht hindern. Zwar ist ihnen allen der Kampf auf flüchtigem Esi in der Winterpracht der Esserlinghäuser Berge, das Gleiten durch kühnenden Pulverschnee in der Hauptfläche eine ansehensreiche große Freude. Unsere Stipportler ob jung oder alt wissen aber auch, daß dieses Stipport für die Gesunderhaltung des Körpers gerade in dieser Kriegszeit von unschätzbbarer Bedeutung ist. Stipporten macht hart, und harte Menschen benötigt unsere Zeit mehr denn je. Aus diesem Grunde fördert die Reichsjugendführung den Stipport bei unserer heranwachsenden Jugend mit allen erdenklichen Mitteln, wo sie nur kann.

So finden auch in diesem Winter wieder Gebiets-Stipportkämpfe statt, und zwar in Esserlinghausen bei Winterberg, in dem kleinen vertraut zwischen hohen Bergen gelegenen Sauerlandsdörfchen, welches die HJ schon seit Jahren für ihre Stipportlichen Veranstaltungen gewählt hat. Die Wettkämpfe sind am 10. und 11. Januar 1942. Schon am 4. Januar treffen die besten wettkämpferlichen Jungen zu einem Vorbereitungs-lager dort ein. Sollte in dieser Zeit das Vorbereitungs-lager für die Reichsjugendwettkämpfe in Garmisch-Partenkirchen stattfinden, so werden die Gebietswettkämpfe um acht Tage verlegt. Nachdem unsere Hitlerjugend vom 4. bis 9. Januar noch Gelegenheit zum Training finden, starten sie am Sonnabend, dem 10. Januar, zum Langlauf, mit dem ein Kleinfahrschießen verbunden ist. An demselben Tage findet der Abfahrtslauf am Butterfeld statt. Am darauffolgenden Sonntag, dem 11. Januar, starten unsere Jungen zum Sprunglauf und Torlauf.

Wie in früheren Jahren, so werden auch in diesem Winter die Sieger bei den Gebietswettkämpfen an den Reichsjugendwettkämpfen der HJ in Garmisch-Partenkirchen teilnehmen. Die Meldungen zu den Gebietswettkämpfen müssen bis spätestens 14 Tage vor Beginn der Wettkämpfe eingereicht sein.

Bücherchau

„Lohnstop und Lohngestaltung im Kriege“ von Oberregierungsrat C. Schäffer (Stellvertreter des Reichstreuhänders der Arbeit für das Wirtschaftsgebiet Brandenburg). Oberregierungsrat W. Kose (Sonderbeauftragter der Arbeit für die kulturhistorischen Berufe) und Regierungsrat W. Witting (Sachbearbeiter beim Reichstreuhänder der Arbeit für das Wirtschaftsgebiet Brandenburg), Hermann Vuchterhand Verlag, Charlottenburg 9, 1941, 128 Seiten, kartiert RM 1,40.

Die Schrift gliedert die gesamte Material nach Fragekreisen auf, wie sie dem Praktiker bei seiner täglichen Arbeit vorkommen. So ist zum Beispiel ein Abschnitt den Lohn- und Gehaltsänderungen gewidmet und hierbei besonders behandelt, unter welchen Voraussetzungen solche ohne Zustimmung des Reichstreuhänders zulässig sind und in welchen Fällen, falls die Zustimmung erforderlich ist, mit ihr gerechnet werden kann. Ein weiterer Abschnitt befaßt sich mit den für die Neueinstellung von Gefolgschaftsmitgliedern geltenden Regelungen, ein dritter mit Abfordern, ein weiterer mit Zulagen usw. Die einzelnen Abschnitte werden in Form der zusammenhängenden Abhandlung unter enger Anleitung an die hierbei zu berücksichtigenden Verordnungen und Erlasse befehle.

Hauptschriftleiter: Emil Reuber, Lippstadt; verantwortlich für den heimatischen und Anzeigenteil: Otto Birkle, Büren; Verlag und Druck: C. Jos. Laumann, Lippstadt.
(Z. Zt. ist Preisliste Nr. 8 vom 1. Jan. 1941 gültig.)



liefert in kürzester Frist

die „Bürener Zeitung“

Erscheint täglich 201 RM (einschließlich Betriebskosten) Bezugspreis nicht gelöst! Breit 15 Pf. Nachsch. 50 Pf. Kostenl. 50 Pf.

Nr. 286

Kode

Von Kon

„Der Ton“ ein riesiges war unachse ganze Minu die Klanten Steuerbord. raichte Befat mäßig, die So berid teranga des her Komman tine an Bo Schauspiel, ein einziere Haen Schiff zu verleben. Katastrophe war eben eie hirt. Es wa 24. Mai 1 Schlachtfeld Enoland“, d fast der gan

Damals Doradine d beiten briti ritisch weit „Nukhalen“ sei in dieser kammer die Damit schu gung des er Munitionst

Ein son Arnlow h verreckliche beipielweise von Scapa fahrtschwim fein Gerine unwechsef Schlachtfeld war, was

„Auf di fenbar die d. h. die E (Corbite) den Gefcho heftand im Das gesam beford, wo Es ist nich ums Leben erhaltenen Churchill Auch nach nstion des Hier leat oder er ha nicht das t teraraben, erplobiert Ernflohn

Diese Parlamen vor der Erster Lo Mitteln i Flotte jor

Auch i wurde br chen. Ma hat auf d Feldmar fall ist d Erfolge a unjener U rials ver gründlich fen des c fteflotte

Flotte w fie mit d Waffen a Wan die gegen ariffloht Enaländ selbst be keine vi Schukwe ebenio i „Dood“ fatigab Der Gef mählich leichte A Aber ni „Bisma neun U denichiff fluten Der dielem witerer